

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER

Kongreß

349.
Das Friedensfest

Augsburg und die Entwicklung einer
neuzeitlichen Toleranz-, Friedens-
und Festkultur.



Noch **848** Tage
bis zum Jubiläum

1000
TAGE
BIS
ZUM
JUBILÄUM



Jubiläumskultur 1999

UNIVERSITÄT AUGSBURG

Mitteilungen

INSTITUT
FÜR
EUROPÄISCHE KULTURGESCHICHTE
DER
UNIVERSITÄT AUGSBURG

Heft Nr. 5, Januar 2000

Herausgegeben vom
Institut für Europäische Kulturgeschichte
der Universität Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen (Geschäftsführender Direktor)

Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Direktor)

Prof. Dr. Thomas M. Scheerer (Direktor)

Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber (Geschäftsführender Wissenschaftlicher Sekretär)

Redaktion:

Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber und Stephanie Haberer M.A.

e-mail: wolfgang.weber@iek.uni-augsburg.de

stephanie.haberer@iek.uni-augsburg.de

Anschrift der Redaktion:

Sekretariat: Susanne Empl

Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg

Tel.: (0821) 598-5840, Fax und Anrufbeantworter: (0821) 598-5850

e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Satz und Gestaltung:

Theresia Hörmann

e-mail: theresia.hoermann@iek.uni-augsburg.de

Umschlagfoto: Ausschnitt aus dem Faltblatt des Friedensfest-Kongresses, Transparent aus Schmalkalden, Abbildung einer Tasche von Hochkirch, Fotografie von Bautzen (sämtliche Abbildungen aus Privatbesitz)

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung der herausgebenden Institution.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Datenträger übernehmen die Herausgeber und die Redaktion keine Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt; das Urheberrecht der veröffentlichten Manuskripte liegt beim Herausgeber.

Eine Haftung für die Richtigkeit der veröffentlichten Manuskripte kann trotz sorgfältiger Prüfung durch die Redaktion nicht vom Herausgeber übernommen werden. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

ISSN 1437 – 2703

Mitteilungen

Heft Nr. 5, November 1999

Inhalt

Editorial	5
Rückblick	
COLLOQUIUM AUGUSTANUM Vortragsreihe des Instituts	
Prof. Dr. Günther Lottes, Universität Gießen Stadtchronistik und städtische Identität. Zur Erinnerungskultur der frühneuzeitlichen Stadt	7
Prof. Dr. Walter Müller-Seidel, München Der späte Goethe. Seine Wiederkehr in der Zeit der Weimarer Republik	7
Prof. Dr. Dietmar Rothermund, Heidelberg Kultur des Wissens: Die europäische Expansion als Kenntnis- gewinn	8
FORSCHUNGSVERANSTALTUNGEN	
Kongreß Das Augsburger Friedensfest. Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen europäischen Toleranz-, Friedens- und Festkultur	10
Werkstattgespräch Briefe, insbesondere Offene Briefe	19

Ankündigungen

Workshop
Texte und Textilien am Beginn der Neuzeit 22

Tagung
Pressewesen der Aufklärung. Periodische Schriften im Alten
Reich 26

STIPENDIATINNEN UND STIPENDIATEN IM GRADUIERTENKOLLEG 31

Aktuelle Forschung

FORSCHUNGS- UND PROMOTIONSPROJEKTE IM GRADUIERTEN-
KOLLEG 35

BERICHTE

Johannes Ecks Urteil über die vierte Schlußfigur in seinem 1517 in
Augsburg erschienenen Kommentar zu den logischen Schriften des
Aristoteles
Von Dr. Adolf Lumpe 47

VERBORGENE SCHÄTZE

Photios
Von Wolfgang E.J. Weber 53

INTERVIEW 59

 BUCHANKÜNDIGUNGEN UND BUCHREZENSIONEN 63

Korrekturen zum Bericht von Volker Bauer 69

Anschriften der Autoren 70

Editorial

Eine, zwei oder drei Kulturen ...

Als im Jahr 1959 Sir Charles Snow, seines Zeichens erfolgreicher Romanautor, zugleich aber auch Wissenschaftler und hoher Staatsbeamter, in Cambridge einen Vortrag mit dem Titel "The Two Cultures and the Scientific Revolution" hielt, in dem er die These von der Inkommensurabilität und Unvereinbarkeit literarisch-geisteswissenschaftlicher und naturwissenschaftlich-technischer Intelligenz behauptete, löste er eine Kontroverse aus, die über Jahre die angelsächsische Welt beschäftigte und in der heftigen Entgegnung von Frank R. Leavis 1962 ihren Höhepunkt, aber keineswegs ihren Abschluß fand. Im Gegenteil: Sie verbreitete sich vielmehr auch auf den europäischen Kontinent und fand schließlich selbst in Deutschland lebhaft Resonanz. Etliche Jahre später erneuerte der Soziologe Wolf Lepenies diese Debatte in erweiterter Form in seinem Buch "Die Drei Kulturen - Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft" (1985), in dem er versucht, "die Konstellation von Soziologie, Naturwissenschaft und Literatur mit ihren nationaltypischen Besonderheiten in Frankreich, England und Deutschland nachzuzeichnen".

In der aktuellen Gegenwart erweckt die Hochschulpolitik, speziell die Diskussion um die Universitätsreform den Eindruck, daß die Politik diese Kontroverse und diesen Spannungszustand zwischen den "drei Kulturen" des Wissens und der Wissenschaften durch die einseitige Förderung *einer* dieser Kulturen und die gleichzeitige Reduktion der beiden anderen aufzuheben und zu überwinden trachtet: Die Politik macht sich allenthalben daran, die Pluralität der Wissenschaften neu zu sortieren in solche, die die "Gesellschaft" vor allem im Zeichen von Europäisierung und Globalisierung "braucht", und solche, die man sich allenfalls dann, wenn man bereits hat, was man zum Bestehen internationaler Konkurrenz "braucht", noch zusätzlich "leistet". Dieser aktuellen politischen Option liegt die weitverbreitete, aber irrige Vorstellung zugrunde, die moderne Gesellschaft sei eben über die Schwelle der "Wissengesellschaft" getreten und es bedürfte deswegen der gründlichen Umorganisation der "Wissenskulturen" zugunsten von naturwissenschaftlichem und betriebswirtschaftlichem Know How.

In einer solchen gesellschafts- und bildungspolitischen Situation wächst dem Institut für Europäische Kulturgeschichte, wie es an der Universität

Augsburg seit einigen Jahren erfolgreich besteht und seit der Einführung des Graduiertenkollegs in eine neue Dimension seiner Arbeit eingetreten ist, eine neue wesentliche Aufgabe zu: die irrtümlichen und irreführenden Grundannahmen der angedeuteten Konzeption von moderner Wissens- und Informationsgesellschaft im Licht kulturhistorischer Wissensfelder- und Medienforschung kritisch infragezustellen und die Reduzierung der drei Wissenskulturen in ihren bedenklichen und gefährlichen Konsequenzen aufzuweisen.

Die Kulturgeschichte lehrt nämlich - wohin sie sich auch immer im einzelnen gegenständlich wenden mag, daß jede menschliche Gesellschaft als Kulturträger stets "Wissensgesellschaft" war; es gibt keine Gesellschaft, die nicht in konstitutiver Hinsicht "Wissensgesellschaft" ist.

Die Kulturgeschichte lehrt darüber hinaus, daß diese "Wissensgesellschaft", will sie den Bedürfnissen der Menschen (im umfassenden Verständnis) gerecht werden, stets eine *plurale* Wissensstruktur zur Grundlage und Voraussetzung hat, daß sie von dem spannungsreichen Zugleich, Mit- und Gegeneinander der drei Wissenskulturen lebt, daß es mithin im höchsten Maße unangemessen und bedenklich ist, diese Pluralität der Wissenskulturen einseitig infragezustellen.

Ich werde in meinem neuen Amt als Geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Kulturgeschichte alles daran setzen, das Meinige zur Lösung der unvermutet so aktuell gewordenen Aufgabe des Instituts zu leisten.

Theo Stammen

COLLOQUIUM AUGUSTANUM

- Vortragsreihe des Instituts -

Prof. Dr. Günther Lottes,
Gießen (11.01.1999)

***Stadtchronistik und städtische
Identität. Zur Erinnerungskultur
der frühneuzeitlichen Stadt***

Erinnerungskultur ist ein Forschungsgegenstand, den die historische Forschung im Anschluß an die Arbeiten des Ägyptologen Jan Assmann erst jüngst für sich entdeckt hat. In dem Vortrag über die Erinnerungskultur der Stadt im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit wird dieses Konzept für einen bisher wenig beachteten Bereich nutzbar gemacht. Dabei stehen drei Register der Erinnerungskultur im Vordergrund: das textliche, bei dem vor allem die städtische Chronistik interessiert; das bildliche, das die Verfassungskunst in der Stadt in den Blick nimmt, und schließlich das rituelle, dem der Vortrag anhand der Festkultur der Stadt nachgeht. Es geht dabei um die neuen Formen der kollektiven Erinnerung, die in der für die Stadtgeschichte entscheidenden Epoche vom 14. bis zum 16. Jahrhundert gestiftet wurde und bis über das Ende der alteuropäischen Zeit hinaus für die Identität

der Stadt bedeutsam geblieben ist.

Prof. Dr. Walter Müller-Seidel,
München (21.06.1999)

Der späte Goethe. Seine Wiederkehr in der Zeit der Weimarer Republik

Das Interesse an Spätwerken und Alterskunst hängt mit den Umwertungen seit Beginn der Moderne aufs Engste zusammen. Das 19. Jahrhundert war vornehmlich jugendorientiert; entsprechend war in der Rezeptionsgeschichte der Weimarer Klassik neben dem „Klassiker“ der junge Goethe, der Goethe des Prometheus und des „Urfaust“, über alles geschätzt. Erst seit Beginn der Weimarer Republik wird die Wende zugunsten des nachklassischen Goethe eingeleitet und vollzogen. Die Versuche der „Modernen“, dem Klassik-Kult entgegenzuwirken und ein Nebeneinander von Klassik und Moderne zu ermöglichen, werden von den regressiven Tendenzen der in Weimar etablierten Heimkunst (Bartels und Lienhard) durchkreuzt. Diese Versuche scheitern, wie schon zu Anfang des Jahrhunderts die verwandten Versuche des Grafen Kessler gescheitert waren: Um 1925 verlassen

der Dichter Ernst Hardt, seit 1919 Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters, wie der Gründer des Bauhauses, Walter Gropius, die Stadt der Weimarer Klassik. Dennoch wird die Erschließung und Rechtfertigung der Altersdichtung Goethes fortgesetzt: von Literarhistorikern wie Konrad Burdach oder von Schriftstellern der literarischen Moderne wie Thomas Mann, Hofmannsthal oder Benn. Im Gedenkjahr 1932 steht der alte Goethe unverkennbar im Zentrum der Interessen – im Gegensatz freilich zur literarischen Linken im Umkreis der Kommunistischen Partei, deren Wortführer (Becher und Lukács) erneut auf den jungen Goethe setzen. Eine deutsche Spaltung deutet sich an. Außerhalb dieser Parteien und Kreise ist der Zusammenhang zwischen Altersdichtung und Moderne nun vollends offenkundig geworden. Der reichhaltige Ertrag des Gedenkjahres in der Goetheforschung korrespondiert mit dem Rang philosophischer wie literarischer Werke, die noch 1932/3 erschienen, wie Ernst Cassirers „Philosophie der Aufklärung“, Joseph Roths „Radetzky marsch“, Franz Werfels „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ oder der zweite Teil des Romanwerkes „Der Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil, und nichts deutet in die-

sem Gebiet darauf hin, daß es ein Jahr später so ganz anders kommen würde, wie es gekommen ist.

Prof. Dr. Dietmar Rothermund,
Heidelberg (05.07.1999)

Kultur des Wissens: Die europäische Expansion als Kenntnisgewinn

Der Vortrag beginnt mit einer Definition des Kulturbegriffs von Clifford Geertz, der sich von der alten Gleichsetzung von Kultur und Konsens abwendet und auf die vielen Ebenen hinweist, auf denen sich Kultur als Beteiligung am kollektiven Leben abspielt. Die Kultur des Wissens wird als ein Teilbereich vorgestellt, der aber ebenfalls verschiedene Ebenen hat. Der Prozeß der theoretischen Neugierde (Blumenberg) wird dann mit der expansiven Horizonsweiterung in Verbindung gesetzt, wobei kein kausaler Zusammenhang, sondern eine allmähliche Konvergenz behauptet wird. Nach einer Darstellung der (expansiven) Aneignung der Welt folgt eine Diskussion der Erkenntnis menschlicher Vielfalt von den "Kosmographen" der Renaissance bis zu den Vorläufern der Aufklärung, die unter dem Aspekt der Zeitgenossenschaft in einer entgrenzten Welt gesehen wird. Dabei wird den reisenden europäischen "Fernaufklä-

ren" besondere Beachtung geschenkt.

Mit der Generation der "Sattelzeit" (um 1770 geboren) setzte dann ein ganz neues Interesse ein. Die Zeitgeschichte wurde irrelevant, dafür wandte man sich der Struktur außereuropäischer Sprachen als Zeugnis der Verschiedenheit der Artikulation menschlichen Denkens zu. Diese Sichtweise wurde von Wilhelm von Humboldt besonders betont, der die sprachwissenschaftliche Komparatistik begründete. Aus ihr erwuchsen die neuen Disziplinen der historisch-philologischen Regionalwissenschaften und schließlich auch die vergleichende Religionswissenschaft.

Nach einer kurzen Auseinandersetzung mit Edward Saids Orientalismus-Vorwurf und der Problematisierung des "Herrschaftswissens" folgt abschließend eine Diskussion von Max Webers Kontrastkomparatistik der Weltreligionen in bezug auf Rationalismus und Kapitalismus. Da sich Weber hier nicht auf sozialwissenschaftliche Untersuchungen der zeitgenössischen außereuropäischen Welt beziehen konnte, mußte er auf die Literatur der historisch-philologischen Re-

gionalwissenschaften zurückgreifen, die ihn auf seinem Gebiet allenfalls mit zum Teil irreführenden obiter dicta versorgen konnten, weil ihre "Disziplin" ganz anderen Fragestellungen gewidmet war.

Der Vortrag endet mit einem Plädoyer für eine Erneuerung der europäischen Kulturgeschichte im Sinne der Aufklärung, d.h. im Dialog mit den Zeitgenossen in der außereuropäischen Welt. Von der "Postmoderne" wird gesagt, daß sie kritische Ansätze (Deonstruktion) geliefert, aber auch einen Jargon hervorgebracht hat, der sich weltweit verbreitet und nur Scheindialoge anregt, in denen man sich gegenseitig postmoderne Kompetenz zuschreibt. Zum Schluß wird wieder auf Geertz verwiesen, der die Heterogenität der Kulturen und Identitäten betont und auf die Notwendigkeit der Definition des Vergleichsrahmens, sowie die Berücksichtigung des jeweiligen Hintergrunds und des Spiels der Interessen bei der Einbindung oder Artikulation von Identitäten verweist. Kulturgeschichtliche Forschung sollte sich an diesen letztgenannten Punkten orientieren.

FORSCHUNGSVERANSTALTUNGEN

Das Augsburger Friedensfest. Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen europäischen Toleranz-, Friedens- und Festkultur

Kongreß des Instituts für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg vom 30.09.-02.10.1999

Der von der Fritz Thyssen Stiftung und der Evangelischen Gesamtkirchenverwaltung der Stadt Augsburg geförderte Kongreß wurde von Prof. Dr. **Johannes Burkhardt**, Ordinarius für Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Kulturgeschichte (Augsburg), geleitet. Der Anlaß für diesen Kongreß ist das 350. Jubiläum der Errichtung des Augsburger Hohen Friedensfestes, das alljährlich am 8. August begangen wird. Burkhardt verwies darauf, daß trotz der 'wunderbaren' Jubiläumsvermehrung in unserer Zeit, was die feierwürdigen Anlässe und Daten angehe, dies eine durchaus sinnvolle Entwicklung der europäischen Gedächtniskultur sei. Denn in unserer Mediengesellschaft, in der nur die Aktualität Nachrichtenwert habe, hätten es die historischen Kulturwissenschaften schwer, das öffentliche Interesse für die Geschichte zu mobilisieren, und sollten darum jede Gelegenheit dazu nutzen. Burkhardt pointierte: Jubiläen sind die Fenster der oft in der Gegenwart gefangenen Informationsgesellschaft in die kulturelle Vergangenheit.

Der wissenschaftliche Kongreß habe sich zum Ziel gesetzt, vor dem eigentlichen Jubiläum die noch weitgehend unerforschte Geschichte des Augsburger Friedensfestes zu erschließen. Dabei solle keine politische Friedensdiskussion aus historischem Anlaß geführt werden, sondern es gelte vor dem Hintergrund der historischen Andersartigkeit der Frühen Neuzeit die Sinngebung des Festes herauszuarbeiten. Dazu bedürfe es erstens der Kontextualisierung, indem die historische Situation der Richtung des Festes näher geprüft und das Fest im Zusammenhang von Religion und Politik in seine Zeit eingeordnet werde. Zweitens werde eine Kontinuitätsprüfung vorgenommen, die neben den gut erforschten Anfängen und der jüngsten Entwicklung des Festes nach der Tradition und dem Wandel des Verständnisses im 18. und 19. Jahrhundert frage. Drittens seien die Gemeinsamkeiten und Unterschiede des Festes in verschiedenen Epochen zu untersuchen und zu

fragen, inwieweit beispielsweise das Modell der Parität als Strategie der Konfliktdämpfung möglicherweise sogar als eine Vorstufe von Toleranz gewertet werden könne. Schließlich solle das Friedensfest auch im Kontext der frühneuzeitlichen Festkultur überhaupt gesehen werden.

Im Eröffnungsvortrag legte Prof. Dr. **Bernd Roeck** (Zürich) dar, daß im 16. Jahrhundert noch die Chance für einen humanistischen mittleren Weg bestanden habe und erst die Unruhen im Kalenderstreit zu einer forcierten konfessionellen Identitätsbildung in Augsburg und in der Folge zu einer paritätischen Besetzung des Rats führten. Dennoch sei erst in den 1620er Jahren ein deutliches Konfessionsproblem zu konstatieren, das schließlich in der von außen veranlaßten Vertreibung der evangelischen Prediger am 8. August 1629 kulminierte. Auf dieses Datum rekurriert der Termin des Augsburger Friedensfests, was dessen identitätsstiftenden Charakter für die evangelische Konfession verdeutliche. Die Einführung und Etablierung der Parität nach dem Westfälischen Frieden oktroyierte eine Normalität und brachte Augsburg eine Entschärfung des konfessionellen Konflikts, habe jedoch keineswegs zu Toleranz und auch nicht zu intellektuellen und kulturellen Spitzenleistungen geführt. Die zugespitzte Niedergangsthese führte zu einer besonders lebhaften Diskussion, in der auch die Gegenthese (erneute Blüte Augsburgs) sowie die Auffassung vertreten wurde, daß das Augsburger Modell jeweils dem Entwicklungsstand im Reich entsprochen habe.

I.

In seiner Einführung in die Sektion *'Die Begründung der Friedensfesttradition'* verwies Prof. Dr. **Etienne François** (Berlin/Paris) auf zwei zentrale Aspekte des Festes, indem er die Multifunktionalität und die doppelte Polarität des Festes betonte, die sich einerseits in dem Verhältnis zwischen Heilsgeschichte und profaner Geschichte und andererseits in dem Einsatz des Festes zur Stärkung der evangelischen Identität zeigte. Das Fest verfolge demnach zwei Zielsetzungen; zum einen stelle es in einer Strategie der Abgrenzung ein Kampfmittel der Protestanten gegen die Katholiken dar, es diene aber zum anderen auch der Festigung des politischen und bürgerlichen Friedens auf der Basis der Parität. Außerdem verwies François auf die Multimedialität des Festes, die in vielfältigen Formen zum Ausdruck komme, so daß das Fest selbst schließlich eine Art Gesamtkunstwerk bildete. Nicht zuletzt gelte es, die Einzigartigkeit des Augsburger Friedensfests zu erforschen, das im 17. Jahrhundert nur ein Fest unter vielen war, aber allmählich zu dem Friedensfest schlechthin und letztendlich zu einem lieu de

mémoire wurde, einem symbolischen Kristallisationspunkt kollektiver Erinnerung und kollektiver Identität.

Dorothea Band M.A. (Moosburg) kam in ihrem Beitrag über private Stiftungen insbesondere im 18. Jahrhundert zu dem überraschenden Befund, daß das Fest selbst als Anlaß für eine Stiftung in den entsprechenden Widmungen nur selten Erwähnung fand. Die evangelischen Stiftungen nahmen in der Regel Bezug auf die Sakramente, so daß als Stiftungsgaben hauptsächlich Abendmahlskannen, Schilde, Gemälde und sehr häufig auch Altardecken zu finden sind. Hierin könnten, wie in der erörtert wurde, auch konfessionelle Unterscheidungszeichen zu sehen sein. Wenngleich die Stifter den freiwilligen Charakter der Stiftungen bekräftigten, waren diese dennoch nicht zweckfrei, sondern demonstrierten einerseits die Stärke und Geschlossenheit für den Erhalt ihrer Gemeinschaft, und dienten andererseits dem Repräsentationsbedürfnis der evangelischen Bürgerschaft.

Daß Friedensfeste generell zur Demonstration des Überlebenswillen der evangelischen Konfession und zum Zweck der Propagierung des Westfälischen Friedens nach 1648 eine große Verbreitung fanden, legte Dr. **Claire Gantet** (Paris) dar. Der Beitrag gab in deutscher Sprache einen Einblick in die grundlegende französische Dissertation der Rednerin, deren möglichst baldige Übersetzung von verschiedenen Seiten angeregt wurde. Allein zwischen Mai 1648 und August 1650 wurden im Reich, schwerpunktmäßig in Süddeutschland, nachweislich 163 Feste gefeiert, die nach dem Vorbild der Reformationsfeiern insbesondere mit Friedenspredigten abgehalten wurden. Auch die anderen Friedensfeste wurden überwiegend in evangelischen Gebieten gefeiert, was eine interessante Diskussion um die Gründe eröffnete, in welcher Weise der Festtyp, der Ausgang des Krieges, die Situation der geistlichen Staaten und der päpstliche Protest gegen den Frieden einbezogen und gewichtet wurden. Eine dauerhafte Institutionalisierung erfuhr laut Gantet das Fest aber nur in Augsburg, wo der Etablierung des Friedens und der Einführung der Parität gedacht wurde, was der Reichsstadt den Charakter einer „Werkstatt“ des Westfälischen Friedens gab.

II.

Prof. Dr. **Heinz Duchhardt** (Mainz) betonte in seiner Einführung zur Sektion '*Das Friedensfest zwischen Religion und Politik*', daß die Wahrnehmung des Friedens im Reich auch emotional bedingt war und die Friedensfeiern dementsprechend in den Hauptzerstörungsgebieten größere Verbreitung fanden. Wenngleich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein signifikanter Rückgang des Konfessionellen als konfliktauslösender Faktor zu kon-

statieren sei, wirke das konfessionelle Moment sowohl in der „großen“ Politik als auch auf der lokalen Ebene dennoch weiter. Vor diesem Hintergrund müsse nach der Konstanz und dem Wandel in der Erinnerungskultur sowie nach der politischen und konfessionellen Instrumentalisierung eines zentralen kommunalen, nationalen und europäischen lieu de mémoire gefragt werden. Weiterhin gelte es zu eruieren, ob und wie Jubiläen als Kampfmittel eingesetzt und zur Abgrenzung benutzt wurden, warum Augsburg eine Sonderstellung einnehme und wie die Augsburger Parität in die ideengeschichtlichen Entwicklungen, die die religiösen Konfliktlinien zu entschärfen suchten, einzuordnen sei.

In einer neuen Fallstudie kam der reformatorische Festtyp zur Sprache. Dr. **Hermann Ehmer** (Stuttgart) erläuterte, daß ebenso wie im Reich auch in südwestdeutschen Reichsstädten im Rahmen von Reformationsjubiläen die gemeinsame Erinnerung für die evangelische Konfession identitätsstiftend wirkte. Insbesondere die Einbeziehung der Jugend in die Jubiläumsfeierlichkeiten war ein wichtiges Moment zur Begründung einer evangelischen Identitätsbildung. Schwerpunkte der Feste bildeten zahlreiche Predigten, die häufig auch in gedruckter Form herausgegeben wurden. Das Gedenken selbst stand in der Regel in bezug zur lokalen Reformationsgeschichte, die aber in die allgemeine Reformationsgeschichte eingebettet und sogar eigens erforscht wurde.

Die umfangreichen Kontroverspredigten des jesuitischen Augsburger Dompredigers Pfyffer gegen die evangelischen Friedensblätter und die Parität im allgemeinen standen im Zentrum des Beitrages von Dr. **Marianne Sammer** (München). Den aktuellen politischen Anlaß für die Polemik bildete die Auseinandersetzung um die Aufnahme von Salzburger Emigranten in der Reichsstadt im Jahre 1732. Sammer unterstrich den topischen Charakter der Predigten und verdeutlichte, daß die Argumentation sowohl der katholischen als auch der evangelischen Seite nach traditionellen kontroverstheologischen Mustern verlief. Der Domprediger glaubte selbst nicht, mit seiner Polemik einen einzigen Evangelischen gewinnen zu können, was als starkes Indiz für den rituellen Charakter der Konfrontation im Zeichen der Parität gewertet werden kann. Eigentümlich ist die fehlende didaktische Aufbereitung der Friedensblätter, die zwar für die evangelische Jugend verfaßt, jedoch aufgrund ihrer stark verschlüsselten Botschaften nach Einschätzung der Referentin eigentlich nur von Erwachsenen rezipiert werden konnten.

Der Themenkanon der Friedensgemälde umfaßt neben biblischen Darstellungen, die Reichs- und Stadtgeschichte, konfessionsgeschichtliche Aspekte

sowie das theologische Selbstverständnis. Prof. Dr. **Hans-Otto Mühleisen** (Augsburg) interpretierte die Friedensgemälde als politische Lehrstücke zur dauerhaften Erinnerung und Mahnung an die Unterdrückung der evangelischen Konfession. Der Begriff des Friedens gebe nur einen Ausschnitt der Dimensionen der Werk- und Wirkgeschichte dieser Kunstwerke wieder, denn in erster Linie werde der Sieg der Protestanten im Westfälischen Frieden dargestellt. Die Gemälde hatten einen polemischen Charakter, fungierten in der innerstädtischen Kommunikation als Mittel öffentlicher Propaganda und waren keineswegs auf Friede und Toleranz ausgerichtet. Die Diskussion relativierte den aus politologischer Sicht gewonnenen Befund durch geschichtliche Differenzierung: Die versteckten, vom Referenten kundig freigelegten konfessionellen Spitzen stellten schon eine Abschwächung drastischer älterer Konfessionspolemik der Reformationszeit und des Dreißigjährigen Krieges dar. Dabei erscheine Augsburg nicht einfach als Gegenbild, sondern auch als Modell des ebenfalls paritätischen Reiches.

Prof. Dr. **Wolfgang E.J. Weber** (Augsburg) erörterte die historische Position des Augsburger Friedensfestes vor dem Hintergrund der Ansätze zum Toleranzdenken im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit. Methodisch sei stets streng zwischen zeitlich begrenzter Duldung, zeitlich unbegrenzter Duldung und positiver, produktiver Toleranz als Bereicherung für Pluralität zu unterscheiden. Die fallweise Reduktion von Religions- und Konfessionsfragen zu einem Problem des politischen Rechts sei unmittelbar aus der Empirie abgeleitet worden. Demgegenüber habe sich die Einsicht in die prinzipielle Funktionsfähigkeit multikonfessioneller Ordnungen, deren Umsetzung jedoch erst im Zuge der Etablierung des Naturrechts im 18. Jahrhundert gelang, erst im Rahmen einer Vervielfachung dieser Empirie sowie der Anlagerung außereuropäischer Erfahrungen durchgesetzt. Vor diesem weitgespannten Hintergrund erweise sich die Augsburger Parität als Übergangslösung, deren genauere historische Gewichtung sich in der Diskussion als schwierig darstelle. Als weiterführend erschien ein Hinweis des Beiratsmitglieds des IEK, **Klaus Schreiner** (Bielefeld). Ergänzend könne auf die Augsburger Toleranzpredigt und Toleranzdebatte von 1785 zurückgegriffen werden, die für die weitere Entwicklung auch auf der katholischen Seite erhellend ist und besondere Beachtung verdiene.

III.

Wenn in einer modernen Bibelübersetzung aus dem Leviathan ein Krokodil wird, dann verfehlt diese Übersetzung die historische Wirkung des Begriffs. Mit diesem Hinweis rückte der evangelischen Theologe Prof. Dr. **Gunther**

Wenz (München) das Verhältnis von Kirche und Staat in der Darstellung bei Hobbes in den Mittelpunkt seiner Einführung in die Sektion *'Das Friedensfest zwischen Tradition und Wandel'*. Die von den Religionskriegen in England und Frankreich und von dem Bild des absoluten Monarchen als religiösem Oberhaupt geprägte Diskussion hatte aufgrund der Parität wenig Einfluß auf Augsburg. Die Parität ermöglichte zwar ein gelebtes und friedliches Nebeneinander zweier Konfessionen in einem Gemeinwesen, führte aber keineswegs zu christlicher Ökumene, sondern vielmehr zur Identitätssteigerung beider Konfessionen. Ausgehend von dem ursprünglich ausschließlich protestantischen Charakter des Augsburger Friedensfestes, in Erinnerung an die Vertreibung der evangelischen Prediger am 8. August 1629, sei nunmehr nach dem Wandel zu fragen, der erst heute eine ökumenische Feier ermögliche.

In seinem Vortrag erläuterte PD Dr. **Wolfgang Wüst** (Augsburg) die Problematik der administrativen Umsetzung der Parität zur Gewährleistung der Beschlüsse des Westfälischen Friedens. Der Direktor des Augsburger Stadtarchivs wies auf die reichen Bestände an Policeyordnungen, Urgichten, die Reihe der sogenannten *Acta politica ecclesiastica* und die Zensurakten hin, die zu diesen Fragen in ihrer je spezifischen Weise konkrete Auskunft geben. Nach seiner Einschätzung sollte die Doppelbesetzung aller städtischer Ämter der Vermeidung konfessioneller Konflikte dienen und friedensstiftend wirken, was aber Entscheidungsprozesse erschwerte und vor allem während der Aufklärung zu massiver Kritik geführt habe. Die Rolle der Ratskommission, die zur Umsetzung des Westfälischen Friedens eingesetzt wurde, sei durchaus positiv zu werten. Die *Pax Augustana* propagiere das allgemeine Friedensprojekt der Parität im Reich.

Prof. Dr. **Dietz-Rüdiger Moser** (München) deutete die Inszenierung der Friedensfeste von 1648 bis 1650 sowie die Säkularfeiern von 1748 und 1848 als protestantische Siegesfeiern gegenüber dem Katholizismus. Besonders die Musikkultur, die nach ihrem Niedergang im Dreißigjährigen Krieg durch den Westfälischen Frieden wieder neue Impulse erfahren habe, verdeutliche diesen Charakter, da sie nicht allein festlich-repräsentative, sondern auch politisch-demonstrative Funktionen erfüllte. Die Vertonung des 85. Psalms erstmals durch Heinrich Schütz, der Einsatz von Pauken und Trompeten durch Johann Sebastian Bach, das Singen des Luther-Lieds „Eine feste Burg“ im Kontext der Friedensfeste zeugten vor allem vom Jubel und nicht von einem ökumenischen Gedanken. Die Diskussion kreiste hier um die Frage, inwieweit diese Beobachtungen als eine spezifische Ausprä-

gung eines konfessionellen Triumphes oder aber als Ausdruck des generellen barocken Triumphalismus in Wort, Bild und Musik zu deuten seien.

Der nächste Beitrag ging über die frühneuzeitliche Perspektive hinaus und nachfolgend widmete sich die Sektion der Geschichte des Festes im 19. und 20. Jahrhundert. Für die Entwicklung des konfessionellen Zusammenlebens nach der Abschaffung der Parität und der Mediatisierung von 1806 blieben nach Dr. **Frank Möller** (Jena) die konfessionellen Gegensätze entscheidend. 1848 kam es ausgehend vom katholischen Bürgertum und in Konkurrenz zum protestantisch geprägten aufkommenden Liberalismus, zu Bestrebungen, die Parität wieder einzuführen. Die bayerische Staatsregierung stand diesem Anliegen zwar ablehnend gegenüber, gleichwohl wurde die Parität in der Praxis faktisch beibehalten. Somit könne von einer Kontinuität der Parität im 19. Jahrhundert als einer Tradition des bürgerlichen Selbstverständnisses gesprochen werden.

Daß das Friedensfest bis 1933 nicht mehr im Zeichen konfessioneller Abgrenzung, sondern als allgemeiner Feiertag von hohem Freizeitwert auch von Katholiken angenommen wurde, führte Dr. **Gerhard Hetzer** (München) aus. Das NS-Reichsgesetz für Feiertage habe 1934 die Diskussion um die Aufhebung des Augsburger Feiertags eröffnet; im Vordergrund der Argumentation zur Abschaffung des Friedensfestes standen ökonomische Motive, aber auch der zunehmende politische Druck auf kirchlich Engagierte. Seit 1946 gelang trotz starken Widerspruchs aus der Wirtschaft auf Betreiben der evangelischen Gemeinde und der Stadtverwaltung 1949 die Wiedereinführung des Friedensfestes als gesetzlicher Feiertag. Das breite Spektrum der Argumente gegen die Abschaffung und für die Wiedereinführung des Festes zeige gleichwohl, daß die eigentlich moderne Sinnggebung sich erst in der Gegenwart voll durchgesetzt habe.

Die Anfänge des Toleranzproblems stellte an diesem Punkt der Debatte noch einmal ein Abendvortrag des Münchner Historikers Prof. Dr. **Winfried Schulze** (München) dar, der trotz seiner vielfältigen Verpflichtungen als Vorsitzender des Wissenschaftsrates nach Augsburg gekommen war, um die Kanzel von St. Anna als wissenschaftliches Podium zu nutzen. Schulze verwies auf die Fremdheit der Epoche, auf deren Hintergrund erst die mühsame und noch unvollkommene Akzeptanz mehrerer Religionsparteien als gleichwohl modernerer Schritt verständlich wird, und analysierte die politisch-rechtlichen Grundlagen vom Augsburger Religionsfrieden über die sogenannte Freistellungsdebatte bis zum Westfälischen Frieden und deren Bezüge zu einem sich schon verändernden Menschenbild. Der mit großem

Beifall bedachte Vortrag, dem ein von der Evangelischen Gesamtkirchenverwaltung und der Universität Augsburg getragener Empfang folgte, bestärkte die Tagung in ihrem Bestreben, nicht nur danach zu fragen, was 1648 noch fehlte, sondern danach, was in Augsburg bereits vorhanden war und den Weg zur Toleranz bahnte.

IV.

Prof. Dr. **Paul Münch** (Essen) erörtere in seiner Einleitung der Sektion *'Friedensfest und Festkultur'* das Konzept des kollektiven Gedächtnisses in Auseinandersetzung um die Thesen von Jan und Aleida Assmann als bewohntes, unbewohntes oder okkupiertes Gedächtnis sowie die Dialektik von Erinnern und Vergessen. Erst das kollektive Erinnern verleihe dem historischen Geschehen Sinn und wirke identitätsstiftend. Im Hinblick auf die Analyse der öffentlichen Festkultur und ihren Stellenwert im kollektiven Gedächtnis stellte Münch einen Fragenkatalog zur Diskussion. Es müsse systematisch gefragt werden nach den Veranstaltern, den Trägern und Teilnehmern, dem Anlaß, den öffentlichen und privaten Festräumen, den Medien, den Zielen, der Funktion sowie nach dem Zeitpunkt und der Dauer von Festen.

Der erste Beitrag war ganz der musikalischen Inszenierung von Festen gewidmet. Die Grundlagen der Musik der Friedensfeste sind nach Dr. **Erich Tremmel** (Augsburg) bereits in der Renaissance gelegt worden. Anlässe für Festkompositionen, die in der Regel im Liedtext genannt wurden, waren Hochzeiten, Funeralien, Inaugurationen, Fürstenkonvente, militärische Siege sowie Einweihungen von Kirchenbauten. Als spezifische Formen seien Madrigale und Motette anzusehen. Letztere wirkten auch für die Augsburger Friedensfestmusik stilbildend. Mehr an Dynamik hatte allerdings die Kriegsmusik zu bieten, aus der das Auditorium einige programmusikalische Klangproben zu hören bekam. Tremmel betonte die dominante Rolle der Kantorei bei St. Anna und des dortigen Komponisten Gumpelzhaimer bis ins 18. Jahrhundert, was sich erst durch die Einführung von Kirchenkantaten unter dem Einfluß von Bach und Telemann verändert habe.

PD Dr. **Katrin Keller** (Wien) stellte dem Augsburger Friedensfest die Festtradition in Sachsen vergleichend gegenüber. Dort fanden die Jubiläumsfeiern als Lob- und Dankesfeste bis ins 18. Jahrhundert zumeist in Verbindung zum Herrscherhaus statt und könnten im Gegensatz zu dem abgrenzenden Charakter des Augsburger Festes wesentlich als integrativer und disziplinierender Bestandteil der kursächsischen Territorialstaatspolitik gesehen werden. Die Ausweitung barocker Hofkultur in Sachsen und ein

wachsendes Bedürfnis nach Festivitäten außerhalb von Gottesdiensten wirkte sich auch auf die Ausgestaltung der Friedensfeste aus. Im Zuge des gesteigerten Patriotismus und der allgemeinen Politisierung sei im 19. Jahrhundert die Kirche weiter in den Hintergrund getreten und habe sich ein bürgerliches Festprogramm etabliert.

Auf die enge Verbindung der Tradition der Friedensfeste mit der reformatorischen Jubiläumskultur auch im 19. Jahrhundert verwies Dr. **Stefan Laube** (Berlin). Die Verquickung politischer und religiöser Gedenktage habe sich speziell in Augsburg gezeigt, wo das Augsburger Friedensfest neben den Reformationsfeiern und dem Luthergedenken von 1883 für das protestantische Bürgertum immer noch eine wichtige Stellung einnahm. Wenngleich vor allem im Interesse der Wirtschaft die Abschaffung oder Verlegung kirchlicher Gedenktage diskutiert wurde, waren davon aber meist katholische Feiertage, und nicht das Augsburger Friedensfest betroffen.

In seinem Schlußwort nahm der Tagungsleiter Prof. Dr. Johannes Burkhardt noch einmal Bezug auf die programmatische Unterzeile des Programms „Augsburg und die Entwicklung einer neuzeitlichen Toleranz-, Friedens- und Festkultur“, um deren Reichweite und Tragfähigkeit anhand der Kongreßdiskussion näher zu bestimmen. Er formulierte dazu drei zusammenfassende Thesen: Erstens sei das Fest selbst ein ausschließlich evangelisches Identitätsfest gewesen, und zwar im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Es habe sogar stärker ein evangelisches Identitätsfest dargestellt als andere Friedensfeste und gehöre somit in einem besonderen Maß in den Kontext evangelischer Festkultur. Der historische Rückbezug auf die Ereignisse von 1629 und 1648 sei dem kollektiven Gedächtnis der zweiten Generation bereits verlorengegangen. Das Fest feierte daher einerseits die Errettung des Protestantismus, zeigte andererseits aber auch triumphalistische Züge und sei auch im 19. Jahrhundert noch auf Konfrontation angelegt gewesen. Zweitens dürfe bei der Suche nach modernen Zügen des Friedensfestes jedoch nicht von dem Fest selbst ausgegangen werden, sondern von der Parität. Unter Parität ist die Gleichrangigkeit zweier Parteien zu verstehen, die sich gegenseitig anerkennen und Konfliktlösungen auf dem Verhandlungsweg suchen. Wichtig sei es, nicht direkt retrospektiv vorzugehen, sondern den Ausgangspunkt zu sehen, nämlich die gegenseitige Anerkennung der beiden Konfessionen als ersten Schritt zur Toleranz. Augsburg könne somit durchaus als Modell für das Reich verstanden werden, wo der Grundsatz der Parität im Westfälischen Frieden verankert ist. Drittens sei es mit der Parität gelungen, die konfessionellen Konflikte zu bremsen und rechtlich einzubin-

den. Damit sei das Fest, so wenig es an sich friedfertig gewirkt habe, dennoch zum symbolischen Repertoire anerkannter Andersartigkeit zu zählen, die durchaus als Vor- oder Frühform von Toleranz gewertet werden könne.

Stephanie Haberer

Werkstattgespräch "*Briefe, insbesondere Offene Briefe*"

Das dritte Werkstattgespräch des Instituts für Europäische Kulturgeschichte fand vom 4. bis 5. Juni 1999 in Verbindung mit dem Graduiertenkolleg „Wissensfelder der Neuzeit. Entstehung und Aufbau der europäischen Informationskultur“ unter der Leitung von Prof. Dr. **Hans Wellmann** (Ordinarius für Deutsche Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung des Neuhochdeutschen) statt. An der Veranstaltung nahmen hiesige wie auswärtige Referenten teil, deren Beiträge hier kurz vorgestellt werden sollen. In den Diskussionen wurde insbesondere die Frage der Kriterien für eine Differenzierung zwischen Offenen und veröffentlichten Briefen thematisiert und festgehalten, daß jede Epoche eine spezifische Form hervorbringe, und die Textsorte Offener Brief somit als mehrstufiges Modell zu denken sei. Die Beiträge spiegeln die unterschiedlichen Analysemodelle und das nach Fächern verschiedene Erkenntnisinteresse an Briefen, insbesondere Offenen Briefen wider.

Prof. Wellmann legte in seiner Einführung dar, daß vor dem Hintergrund einer seit den 1960er Jahren immer häufigeren Nutzung des Offenen Briefs, in erster Linie nach seinen Funktionen als moderne bzw. neuzeitliche Kommunikationsform zu fragen ist. Zur Analyse konkreter Textbeispiele stellte Wellmann folgenden Katalog prototypischer Merkmalsfunktionen eines Offenen Briefes zur Diskussion: Sender- und Empfängerfunktion, Darstellungs-/Referenzfunktion, öffentliche Kontakt- und metasprachliche Funktion, Aktualitäts- und Voraussetzungsfunktion, performative Handlungsfunktion, Begründungs- sowie rhetorisch-persuasive Funktion. Eine konsequente und überzeugende Anwendung erfuhr dieses textlinguistische Modell in dem Beitrag von Frau **Barbara Metzger** (Sprachwissenschaft, Augsburg) über G.E. Lessing, „Anti-Goeze, Erster.“ Als charakteristisch für Offene Briefe hob sie u.a. hervor: die Mehrfachadressierung, die Anwen-

derung allgemein bekannter, konventioneller Kennzeichen von Privatbriefen wie z.B. Anrede und Schlußformel und den durch Datum und Tempus gekennzeichneten Aktualitätsbezug. Der Offene Brief skizziere ein Handlungsfeld für selbständiges Urteilen und politisches Handeln einer breiten Öffentlichkeit, indem er an die Leserschaft appelliere und sie zum Handeln auffordere.

In seinem Beitrag über die frühe Reformationszeit analysierte Prof. Dr. **Johannes Schwitalla** (Sprachwissenschaft, Würzburg) die sprachlichen und textlichen Merkmale und Unterschiede zwischen Offenen Briefen in gedruckter bzw. handschriftlich geschriebener Form. Typisch für diese früheste Form Offener Briefe seien folgende Merkmale: die Ausblendung des Privaten, der Adressatenwechsel zwischen primärem und allgemeinem Publikum im Haupttext und sekundärem Publikum in den Paratexten (z.B. in Vor- oder Nachworten, Glossen u.ä), die Verwendung des reformatorischen Segenswunschs „Gnad und Fried“ und eines öffentlichen Stils (z.B. des Kanzleistils), die Gestaltung des Textes als Traktat oder Predigt, eine Anspielung auf den Druck im handschriftlichen Brief und die Mitteilung von der Verbreitung handschriftlicher Briefkopien.

Dr. **Reinhard M.G. Nickisch** (Sprachwissenschaft, Bovenden-Lenglern) erläuterte die praktische Brieflehre des 18. Jahrhunderts, und stellte die Theorie von Johann Fürchtegott Gellert ins Zentrum seines Vortrags. Gellert stellte die Lehrbarkeit des Schreibens guter Briefe mit Hilfe von Vorschriften und Schemata in Frage, forderte stattdessen die Enthaltung von allen sprachlichen Künsteleien und postulierte als oberstes Stilideal die 'Natürlichkeit'. Der Briefstil sollte ungekünstelt-zwanglos, lebendig-persönlich, eigenständig aber auch gebildet und überzeugend sein. Mit ihrer Kritik richteten sich aufklärerische Reformer wie Gellert gegen gesellschaftsbezogene und nach Ständen differenzierende Anreden, Stilarten, Schreibregeln und Ausdrucksformen. Die Gellertsche Brieflehre erfuhr große Popularität und fand insbesondere im Bürgertum weite Verbreitung.

Dr. **Rolf-Bernhard Essig** (Sprachwissenschaft, Bamberg) betonte in seinem Referat die Vielfalt der Varianten und Spielarten Offener Briefe. So ermöglichten sie beispielsweise öffentlich Dank abzustatten oder Reverenz zu erweisen, sie könnten pädagogische oder ideologische Absichten verfolgen, Solidarität und Freundschaft oder Protest und Feindschaft bekunden, um hier nur einiges zu nennen. Die Analyse Offener Briefe muß nach Essig folgende Aspekte berücksichtigen: Gegenstand, Verfasser, Form der Verbreitung, Adressatenkreis sowie Wirkung und Rezeption. Das entscheiden-

de Kriterium bestehe aber darin, daß der Offene Brief zu seiner vollen Sinnkonstitution das intendierte Mitlesen einer Öffentlichkeit benötige. Dennoch dürfe die Eigendynamik, die eine öffentlich ausgetragene Kontroverse durch ihr Publikum erfährt, nicht unterschätzt werden.

Prof. Dr. **Theo Stammen** (Politikwissenschaft, Augsburg) erläuterte, daß die Politikwissenschaft im Rahmen ihrer Teildisziplin „Politische Philosophie/Ideengeschichte“ in jüngster Zeit ein besonderes Interesse an sprachlich-literarischen Fragestellungen entwickelt habe. Er plädierte dafür, die vielfältigen literarischen Textformen oder Gattungen, in denen sich politisches Denken traditionell präsentiert sowie die rhetorischen Textstrategien als integrale und konstitutive Bestandteile wahrzunehmen und in die interpretatorische Arbeit einzubeziehen. Daß die Entscheidung über die Verwendung einer literarischen Gattung oder Form nicht allein ästhetischen Gesichtspunkten folgte, sondern als ein integraler Bestandteil des Erkenntnis- und Wissensvermittlungsprogramms des/der Verfasser zu werten sei, wurde anhand zweier ausgewählter Beispiele des 18. Jahrhundert, nämlich *The Letters of Junius* (1769-72) und *The Federalist – or The new constitution* (1787/88) erörtert.

Der Beitrag von Dr. **Christl Karnehm** (Kunstgeschichte, München) befaßte sich mit der privaten Korrespondenz des Hans Fugger (1531-1598), von der ca. 4700 Kopien ausgehender Briefe aus den Jahren 1566 bis 1594 erhalten sind. Die Briefe sind in der Regel nicht als Geschäftsbriefe konzipiert und geben Einblicke in die kollektiven und individuellen Lebensformen, den familiären Alltag und das Werte- und Normensystem des Absenders. Sie waren an einen breiten Adressatenkreis gerichtet, von hohen Beamten des kaiserlichen Hofes und regierenden Fürsten bis hin zu Familienmitgliedern und sollten über aktuelle politische Ereignisse informieren. Die Sprache ähnele einer alltäglich gesprochenen mit häufiger Verwendung von Sprichwörtern und Redensarten, und changiere zwischen geschäftsmäßiger Nüchternheit und freundschaftlichem Plauderton.

Stephanie Haberer

Literaturhinweis:

Hans Wellmann, *Der Offene Brief und seine Anfänge. Über Textart und Mediengeschichte*, in: *Sprache – Kultur – Geschichte. Sprachhistorische Studien zum Deutschen*. Hans Moser zum 60. Geburtstag, hg. von Maria Pümpel-Mader und Beatrix Schönherr, Innsbruck 1999, S. 361-384. (Mit einer Auswahlbibliographie im Anhang)

ANKÜNDIGUNGEN

Kompaktseminar

Texte und Textilien als Informationsträger am Beginn der Neuzeit

Seminar von Regina Lösel M.A. und Marion Maier M.A. am 28.01.2000

Regina Lösel untersucht im Rahmen ihres Dissertationsprojekts mit Hilfe eines spezifischen Medienvergleiches die Bedeutung der Schrift bzw. des Textes für die europäische Informationskultur, um deren Stärke für Standardisierungs- und Bündelungsformen beurteilen zu können.

Unter diesem Aspekt bietet sie in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Kulturgeschichte einen eintägigen Workshop an.

Dem Text soll das textile Medium in Form des Bildteppichs, der Tapiserie, gegenübergestellt werden, das am Übergang des Mittelalters zur Neuzeit in der Öffentlichkeit präsent war und eine eigene Art von Informationskultur bildete. Bei der Entwicklung der Schrift zum Primärmedium wurden andere Informationsträger sekundär oder verschwanden vollständig. Der Bildteppich als eine Form des Wissens bestand lange parallel neben dem schriftlich fixierten Wissen. Im Zentrum der Betrachtung steht deshalb die Frage, welchen neuzeitlichen Anforderungen Schrift und Text entsprachen, die das textile Medium nicht erfüllen konnte.

Zur Wahl des textilen Mediums

Unter den Formen der Wissensproduktion, -verbreitung und -speicherung wird im herkömmlichen Sinn eine Schriftgebundenheit verstanden. Vor dem Buchstabenwissen gab es jedoch eine weitreichende textile Kenntnis. Über textile Speicher erreichten fremde Kulturen (chinesische, arabische, indische, slawische) Europa. Die Berechtigung, von einem textilen Infor

mationsträger zu sprechen, begründet bereits der Wortstamm¹. Das schriftliche Wissen informiert im fertigen Endzustand. Das textile Medium informiert darüber hinaus in seiner Materialität, in der sinnlichen, haptischen und taktilen Dimension und in seinem Gemacht-Sein. Text und Gewebe bilden beide Oberflächen. Texte werden aufgetragen, Textilien werden verknüpft und damit räumlich konstruiert. Kette und Schuß der Textilien bilden Vorbilder von Zeilen und Formatierung. Es sind Koordinatensysteme zur Information².

Tappiserie und Bildteppich

Bei dem Begriff der Tappiserie handelt es sich um einen Teppich mit bildlichen Darstellungen³, der meist als Wandbehang dient⁴. Der Bildteppich thematisiert in seinen Darstellungen u.a. historische Ereignisse, Memoria und Gebetsgedenken, Familienwappen etc. Somit tragen Bildteppiche in ihrer Darstellungsform Dokumenten-, Quellen- und Urkundencharakter.

Bei festlichen Aufzügen waren Tappisseries Bestandteile der Ausgestaltung der Straßen und Plätze. Textilien begleiteten den Herrscher, die Reliquie in Form von Baldachin oder in festgesetzten Ordnungen des Kleiderwechsels.

Wie geht der Umgang mit Textilien in die Festregeln ein? Welche Rolle spielt der textile Schmuck? Haben Textilien im Festablauf einen konkreten Platz? Wie wird darüber im Text informiert? Wie beschreibt im Unterschied dazu der Text die Feste?

Eine besondere Form der Darstellung von Festvollzügen bilden die sogenannten Wildeute-Teppiche. Welche Realität spielt hier eine Rolle? Besteht dabei eine direktere, objektbezogenere Art als in schriftlichen Zeugnissen?

¹ Textum – Gewebe, Kleid, Tuch, auch: Geflechte, Gefüge, Bau. Textura – Weben, Gewebe. Textus – Zusammenhang der Rede, Text. texere – verfertigt, kunstvoll gezimmert, auch: Zimmermann, Handwerk, Kunst, Wissenschaft. texo – weben, flechten, zusammenfügen, verfertigen, schriftlich abfassen, anzetteln. Textil processing und text processing sind eng miteinander verbunden.

² Mythen von Schleier und Gewebe.

³ Auf den ersten Blick scheint es sich um Bilder zu handeln, die informieren; die Art, die Technik, entspricht jedoch dem Medium des Textes.

⁴ Mit dieser Arbeit würde eine wissenschaftliche Lücke geschlossen werden. Der Bildteppich wurde bislang in der Forschung aus kunsthistorischer Perspektive betrachtet. Der Blick auf die Besonderheit des textilen Materials, als Medium und Informationsträger erfolgte dabei nicht.

Besonders Historiographie, Hagiographie, Mythographie und das Memoria (Gebetsgedenken) sind breite Themen, die in Bildteppichen aufgenommen werden.

Historiographie: Vor allem Frauen erzählten hier textil Geschichte und Geschichten. Diese Überlieferung folgt anderen Regeln als denen des Textes, der Schrift. In den Bildteppichen wurde die weltliche Geschichtsschreibung mit einem heilsgeschichtlichen Gedenken (Memoria) verbunden. Dieses Verhältnis änderte sich am Beginn der Neuzeit⁵. Was konnte der Text bei dieser Änderung leisten, wozu das textile Medium nicht fähig war?

Hagiographie: Gerade in Klöstern bildete die Beschreibung der Heiligenleben einen wichtigen Beitrag. In Frauenklöstern wurde dies nicht per Schrift weitergegeben, sondern in Bildteppichen festgehalten.

Mythographie: Das textile Material steht selbst schon im Kontext von mythischen Vorstellungen (Schicksalsfaden, das Gewebe des Lebens etc.). Die in Geschichten gefaßten Mythen werden im textilen Medium zu sinnlich-begreifbaren Bildern. Damit wird die Überzeugungskraft und Verbindlichkeit des Mitgeteilten unterstützt. In diesem Kontext wäre zu fragen, in welchen Bereichen die textile Form der Schriftlichkeit unterlag? Wie werden im textilen Medium Mythen ge- und beschrieben?

Bildteppiche wurden von Frauen hergestellt. Das textile Feld ist vorrangig ein weibliches Wissen und eine Sicherungsform der Frau. Die textile Handarbeit von Frauen trägt narrative Strukturen⁶. Diese wurden bei der Wissensvermittlung sekundär und Standardisierungen traten in den Vordergrund. Die Schriftkultur trug dieser Forderung Rechnung; das textile Medium hielt dieser Konkurrenz nicht stand.

Körperbilder werden über Handlungsbilder weitergegeben. Ein weiblicher Spielraum ist der der textilen Handarbeit. Das textile Werken ist eine Informationskultur der Hand, des Begreifens. Welche Rolle spielen dabei Gesten? Gibt es besondere weibliche Gesten der Information? Welche Zuordnung erfährt das weibliche Handarbeiten?

⁵ Wunder, Heide; "Gewirkte Geschichte": Gedenken und "Handarbeit". In: Heinze, Joachim (Hrsg.); *Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche*. Frankfurt/M., 1994, S. 324-354.

⁶ Diese werden anders bewertet als schriftlich festgehaltene Informationen, bei denen Kriterien wie "wahr" und "falsch" greifen.

Textilien geben den Händen, was der Text dem Auge nicht geben kann, eine begreifbare Wirklichkeit. Wie wird diese Wirklichkeit im Schriftmedium ersetzt? Welche Mittel hält die Schrift dazu bereit?

Das Auge kann Oberflächen überschauen, die Hand macht Raumerfahrung möglich. Was verändert sich bei dem Sieg der Schriftkultur an dieser Konstellation?

Anmeldungen richten Sie bitte an das Institut. Tel.: 0821-598-5840, e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

TAGUNG

PRESSEWESEN DER AUFKLÄRUNG
 PERIODISCHE SCHRIFTEN IM ALTEN REICH



Tagung des Instituts unter Leitung von Sabine Doering-Manteuffel,
 Josef Mančal und Wolfgang Wüst, Augsburg 7.-9. April 2000

Die europäische Aufklärungsforschung erfuhr als interdisziplinäres Interessenfeld in den letzten Jahren große Beachtung - das Pressewesen dieser Epoche steht jedoch bis heute im Schatten der Mediengeschichte der Reformationszeit bzw. der *klassischen* Lesestoff- und Leserforschung des 19. Jahrhunderts. Dieser Befund ist umso überraschender als gerade in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die periodische Presse beinahe in allen Teilen des Alten Reiches auf breiter Basis einsetzt. Dabei war all diesen neuen Blättern gemeinsam, das Bemühen der gelehrten Welt auf den unmittelbaren Lebensbereich ihrer Leser einzuwirken, um konkrete Veränderungen der Lebensverhältnisse zu erzielen; die *Erfahrung* als zentrale Kategorie der Aufklärung wurde deutlich sichtbar. Sie konkretisiert sich auch in den Titeln der Periodika. So wurde z. B. das Salzburger Intelligenzblatt als *wöchentliche Nachrichten zum allgemeinen Nutzen und zur Erbauung* bezeichnet, das Erfurter Blatt bestand in *Anfragen und Nachrichten vor das Publicum, mit untermischten gemeinüzigen ökonomischen und moralischen Abhandlungen* und das Leipziger Intelligenzblatt will nur *Frage- und Anzeigen für Stadt und Landwirte zum Besten des Nahrungs-Standes* bieten.

Mediengeschichte wird zum Versuch des Buchhandels, der Verleger und der Autoren ein breites Lesepublikum anzusprechen. Moralische Wochenschriften, Intelligenzblätter und andere Aufklärungszeitschriften erregen das Interesse der Öffentlichkeit und der obrigkeitlichen Zensurkollegien. Die regionalen Zeitungen und ihre Autoren sind trotz ihrer Verbreitung bis heute weitgehend unbekannt. Zwar dokumentieren einzelne Untersuchungen das Interesse an der Erforschung der periodischen Presse in der Aufklärung, doch galt die Aufmerksamkeit vorwiegend den Zeitschriften, denen gegenüber der Zeitung hinsichtlich ihrer Qualität und publizistischen Reichweite eine Vorrangstellung eingeräumt wurde. Die einschlägige Forschung (vor allem die Arbeiten von Joachim Kirchner, Wolfgang Martens und Rolf Engelsings) trugen dazu bei, die Epoche als das *Jahrhundert der Zeitschriften* zu charakterisieren, und die Zeitung aus dem Blickfeld zu verlieren. Jüngere Veröffentlichungen korrigierten diese Sicht zugunsten einer Bearbeitung aller wichtigen gedruckten Kommunikationsmittel.

Im Blickpunkt der Tagung stehen insbesondere auch die Intelligenzblätter. Ihre Erfolgsgeschichte begann im Frankreich des 17. Jahrhunderts als 1612 in Paris von dem Arzt Theophraste Renandot ein Annoncenbüro eröffnet wurde, das sich als Informationsbörse für alle Art von Käufen, Verkäufen, offenen Stellen, Reiseangelegenheiten und Angeboten anderer Art etablierte. Ab 1639 wurden Sie als *Feuille d'avis du bureau d'adresse* periodisch herausgegeben, in die jedermann gegen Entgelt Einsicht (intelligere) nehmen konnte. Die Errichtung von Anzeigenbüros zum Nachrichtenaustausch dehnte sich rasch aus und fand Nachahmung in England und im Hl. Römischen Reich Deutscher Nation. Das erste Intelligenzblatt in deutschsprachigen Gebieten wurde am 1. Januar 1722 in Frankfurt am Main herausgegeben. Die Intelligenzblätter wurden bald zum wichtigsten Organ zur Verbreitung und Förderung der Aufklärung. Friedrich Huneke verzeichnet 188 Gründungen an 166 Orten, Holger Böning schätzt ihre Zahl auf mindestens 220 im deutschsprachigen Raum. Noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen in vielen deutschen Städten Intelligenzblätter, doch wandelte sich jetzt ihr Charakter. In Thüringen wurden sie in offizielle Regierungsblätter umgewandelt, in Württemberg gelten sie als Vorläufer zur politischen Lokalzeitung.

Die Tagung plant in den interdisziplinären Wissensfeldern der kulturhistorischen Medienforschung, der Philologie, der Geschichte, der Volkskunde, der Philosophie und Theologie, der Musik- und Kunstgeschichte sowie der historischen Naturwissenschaften anhand neuer Quellen Fragestellungen zu

entwickeln und erste Forschungsergebnisse darzulegen. Der Teilnehmerkreis überwiegend aus Nachwuchswissenschaftlern präsentiert im Kontext von Aufklärung, Meinungsfreiheit und Öffentlichkeit die Ergebnisse langjähriger Forschungsvorhaben. Diese Tagung legt die Wurzeln unseres heutigen Medien- und Kommunikationszeitalters und seiner Mechanismen frei.

Wochentliche
Sachrichten
 des
 Augspurgischen
Intelligenzweesen
 mit
Gelehrten Sachen,
 von Allerhand
Wissenschaften und Merckwürdigkeiten
 aus verschiedenen Orten
 auf das Jahr
 1 7 4 8.



Mit Hoch-Obigkeitlicher gnädiger Erlaubniß

verfaßt und verlegt

von
 Johann Andreas Erdmann Maschenbauer.

MUGSPING,

Gedruckt in dessen Buchdruckerey in der Heil. Creuzer Gassen.



Das wissenschaftliche Symposium unter der Leitung von Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel, Dr. Josef Mančal und PD Dr. Wolfgang Wüst wird veranstaltet vom Institut für Europäische Kulturgeschichte der Universität Augsburg und dem Stadtarchiv Augsburg.

Tagungsort: Mozarthaus, Frauentorstr. 30, 86152 Augsburg,

Tagungstermin: 07.-09. 04. 2000

Für nähere Auskünfte und Rückfragen bitten wir Sie, sich an das Sekretariat des Instituts für Europäische Kulturgeschichte (Eichleitnerstr. 30, 86159 Augsburg) zu wenden.

Anmeldungen richten Sie bitte ebenfalls an das Institut. Tel. 0821-598-5843, e-mail: susanne.empl@iek.uni-augsburg.de

Tagungsinfo auch unter: <http://www.uni-augsburg.de/institute/iek.> .

Literaturangaben:

Böning, Holger: Bibliographie der deutschsprachigen Presse von den Anfängen bis 1815. Forschungsberichte und Forschungsdiskussion; in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, hrsg. Von Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche, Alberto Martino, 17. Band, 2. Heft, Tübingen 1992, S. 110-137.

Engelsing Rolf: Die periodische Presse und ihr Publikum. Zeitungslektüre in Bremen von den Anfängen bis zur Franzosenzeit; in: Archiv für Geschichte des Buchwesens, hrsg. von der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels e.V., Band IV, Frankfurt am Main 1963, S. 1481-1534.

Huneke, Friedrich: Die "Lippischen Intelligenzblätter" (Lemgo 1767-1769). Lektüre und Gesellschaftliche Erfahrung. Mit einem Vorwort von Neithard Bulst, Bielefeld 1989.

Kirchner, Joachim: Das deutsche Zeitschriftenwesen - seine Geschichte und seine Probleme, Teil 1: Von den Anfängen bis zum Zeitalter der Romantik, Wiesbaden 1958.

Martens Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften, Stuttgart 1968/71.

Wolfgang Wüst, Augsburg

Stipendiatinnen und Stipendiaten im Graduiertenkolleg

Doktoranden

▪Frieb, Katharina

Religiöses Leben in der Oberpfalz zwischen den Konfessionen. Volkskundliche Untersuchung aufgrund der Visitationsberichte von 1582/83

Förderungszeitraum: 01.04.1999 - 31.03.2001

▪Freudenthaler, Ilse

Hofkultur und Repräsentation. Die Residenzen Renés von Anjou (1409 – 1480) im Spiegel seiner Hofrechnungen

Förderungszeitraum: 01.09.1999 - 31.08.2001

▪Friedrich, Susanne

Der Immerwährende Reichstag zu Regensburg als Informationszentrum

Förderungszeitraum: 01.10.1999 - 30.09.2001

▪Gindhart, Marion

Im Spannungsfeld von Tradition und Innovation. Mediale Formaen der Vermittlung und Instrumentalisierung antiken und zeitgenössischen Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur um 1600

Förderungszeitraum: 01.08.1999 - 31.07.2001

▪Holthusen, Andrea

Von verkehrten Gelehrten. Ansätze zu einer Ethik der scientific community im 18. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 30.09.2000

▪Hwang, Dae-Hyeon

Sozialer Wandel und administrative Verdichtung. Studien zur Funktion, Entwicklung und Verwaltung ländlichen Grundbesitzes von Patrizierfamilien aus Augsburg und Ulm während der Frühen Neuzeit

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 30.09.2000

▪Kürbis, Holger

Das Bild Spaniens und der Spanier im deutschsprachigen Raum des 16. und 17. Jahrhunderts. Reiseberichte – Staatsbeschreibungen – Flugschriften

Förderungszeitraum: 01.02.1999 - 31.01.2001

▪von Mallinckrodt, Rebekka

Bruderschaftsbücher stadtkölnischer Laienbruderschaften aus dem 14. bis 18. Jahrhundert als Medium religiösen/konfessionellen, memorialen und pragmatischen Wissens

Förderungszeitraum: 01.01.1999 - 31.12.2000

▪Mordstein, Johannes

Die Judenschutzbriefe in der Grafschaft Oettingen. Studien zu einem Herrschaftsmedium in der Frühen Neuzeit im Spannungsverhältnis zwischen Normsetzung und Rechtswirklichkeit

Förderungszeitraum: 01.10.1999 - 30.09.2001

▪Schumann, Jutta

Politische Propaganda und öffentliche Meinung bei Leopold I.

Förderungszeitraum: 01.01.1999 - 31.12.2000

▪Wölfle, Sylvia

Kunstwerke als Medien des Kulturtransfers: Untersuchung zur Fuggerischen Kunstpatronage im 16. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.01.1999 - 31.12.2000

Postdoktoranden

▪Dr. des. Achim Landwehr

Kommissionen als Produzenten von Wissen und Wahrheit. Die venezianischen Sindaci in Terraferma im 17. Jahrhundert

Förderungszeitraum: 01.03.1999 - 31.10.2000

Ehemalige Stipendiaten und weitere Kollegiaten

- Dr. des. Thomas Bodenmüller

Spanien in der europäischen Reiseliteratur

Förderungszeitraum: ab 01.12. 2000

- Dr. Nicoline Ernst-Hortzitz

Die Sprache der Judenfeindschaft in der Frühen Neuzeit. Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 30.09.1999

- Stefan Walter Römmelt, Würzburg

Der geistliche Fürst im Spiegel der Literatur. Voraussetzungen, Kontinuitäten und Wandlungsprozesse der frühneuzeitlichen Panegyrik vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, aufgezeigt am Beispiel des Hochstifts Würzburg.

- Ulrich Rosseaux, Bonn

Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620-1625). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges

- Birgit Schaufler

Imagologie der Geschlechter. Die Entwicklung geschlechterstereotyper Körperbilder und ihre Bedeutung für das individuelle Körpererleben.

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 30.09.1999

- Wolfgang Wallenta

Katholische Konfessionalisierung in Augsburg 1548 - 1648

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 31.03.1999

- Janina Wellmann

Die Encyclopédie und ihre Bilder. Zur Konstitution und Vermittlung von Wissen in Text und Bild

Förderungszeitraum: 01.10.1998 - 30.06.1999

Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Jacob Balde (gefördert aus Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung)

Veronika Lukas (Bearbeiterin)

Assoziierte Projekte am Institut für Europäische Kulturgeschichte

Konrad Peutinger: Rekonstruktion, Erschließung und Analyse der humanistischen Bibliothek (Transkription und Beschreibung der Bibliothekskataloge) (assoziiertes DFG-Projekt)

Dr. Hans-Jörg Künast, Augsburg (Bearbeiter)

Dr. Helmut Zäh, Augsburg (Bearbeiter)

Kontakt: Staats- und Stadtbibliothek, Tel.: 324-2734

Die Integration des Ostseeraums in das Alte Reich (1550-1806)
(assoziiertes VW-Projekt)

Prof. Dr. Michael North, Greifswald

Prof. Dr. Olaf Mörke, Kiel

Prof. Dr. Wolfgang E.J. Weber, Augsburg

AKTUELLE FORSCHUNG

Forschungs- und Promotionsprojekte im Graduiertenkolleg

Als Fortführung zur letzten Ausgabe möchten wir den Stipendiatinnen und Stipendiaten im Graduiertenkolleg die Möglichkeit geben, sich selbst und ihre Forschungsvorhaben vorzustellen. Die Abfolge dieser Präsentationen orientiert sich an den im Graduiertenkolleg zur Untersuchung vorgesehenen Wissensfeldern und der jeweiligen Zuordnung der einzelnen Forschungsprojekte. Was in den unterschiedlichen Feldern erforscht werden soll, ist bekanntermaßen die Speicherung und Verarbeitung von kirchlich-herrschaftlich-wirtschaftlichem, von historischem, von alltagsweltlich-ökonomisch-gesellschaftlichem, von politischem, von lehrförmigem sowie ästhetischem Wissen.

Pragmatisches Feld**Imagologie der Geschlechter. Eine phänomenologisch-historische Studie am Ausgang des 18. Jahrhunderts.**

Birgit Schauffler

Zur Person

geb. 1964, Diplom-Pädagogin

Werdegang:

Ausbildung und Tätigkeit als Krankengymnastin und Gymnastiklehrerin.

Studium der Psychologie, Soziologie und Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung und außerschulische Jugendbildung an der Universität Augsburg (Stipendiatin der Studienstiftung des Deutschen Volkes). Seit 1996 Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Augsburg unter Leitung von Frau Prof. Dr. Hildegard Macha. Von Oktober bis September 1999 Stipendiatin im Graduiertenkolleg, seit Oktober 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am

Lehrstuhl für Pädagogik mit Berücksichtigung der Erwachsenenbildung und außerschulischer Jugendbildung (Prof. Dr. Hildegard Macha).

Projekt

Bis Anfang des 18. Jahrhunderts wurde das europäische wissenschaftliche Denken in bezug auf die Geschlechtsfrage von einem Eingeschlechtermodell beherrscht. Das heißt, es war die Vorstellung verbreitet, die Frauen hätten die gleichen Geschlechtsorgane wie die Männer – mit dem einen Unterschied, daß sie sich bei ihnen innerhalb des Körpers befänden und nicht außerhalb. Geschlechtsunterschiede wurden somit nur als graduelle und nicht als absolute Unterschiede betrachtet. 'Frau' oder 'Mann' bezeichnete nicht ein dem anderen biologisch konträres Wesen, sondern bezog sich in erster Linie auf eine nicht zuletzt ursprünglich biblisch-theologisch bestimmte soziokulturelle Rolle. Die biologisch-geschlechtliche Zuordnung war demgegenüber von zweitrangiger Bedeutung.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzog sich jedoch ein Perspektivenwechsel. Die Neuen Erkenntnisse der Anatomie und der Biologie ermöglichten einen differenzierten Blick auf die morphologischen Strukturen und vitalen Funktionen des menschlichen Körpers und begünstigten dadurch auch einen Wandel der Beurteilung von Geschlechtlichkeit. Vom Gradunterschied ging eine wesentliche Denkrichtung über zu einem radikalen Dimorphismus, der eine Wesensunterschiedlichkeit der Geschlechter behauptete. Die sich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts, als Folge vielfältiger frühneuzeitlicher Wandlungen Europas, verdichtenden polaren Geschlechterbilder von Frauen und Männern stützten sich also auf (natur-) wissenschaftliche Erkenntnisse, welche die angeblichen charakteristisch weiblichen bzw. männlichen Wesenszüge, Fähigkeiten und Aufgaben als biologisch festgelegt zu begründen suchten und damit die soziokulturelle Erscheinung der Geschlechterdifferenz in Analogie zur biologisch-genetisch determinierten Natur 'erklärten'.

Die europäische Gesellschaft verbindet traditionell die Weiblichkeit mit der Körperlichkeit und die Männlichkeit mit dem Verstand. Frauen werden somit mehrheitlich als menschliche Wesen verstanden, die eher an ihre körperliche Natur gebunden sind, während Männer aufgrund ihres Verstandes fähig erscheinen, sich und andere weiterzuentwickeln, das heißt auch in der Gesellschaft führende Positionen einzunehmen. Vom weiblichen Körper, der als schwach und sündhaft apostrophiert wird, wird einerseits auf einen

schwachen Verstand und auf ein unstetes Wesen von Frauen geschlossen, andererseits aber auch auf besondere weibliche Tugenden wie Duldsamkeit, Bescheidenheit und Sanftmut. Indem sie auf ihren unveränderlichen Naturaspekt – ihren Körper – reduziert sind, werden Frauen daher tendenziell aus der Geschichte und aus den gesellschaftlichen Machtsphären ausgeschlossen.

Aber nicht nur die dominanten kulturellen Vorstellungen, sondern auch das Selbstverständnis von Frauen und Männern wie auch die Beziehung zwischen den Geschlechtern wurden über nahezu die gesamte Epoche der Neuzeit vom Körperverständnis der Wissenschaften bestimmt. Die im wissenschaftlichen Diskurs entworfenen geschlechterstereotypen Körperbilder umfaßten dabei akademisches Körperwissen, körperbezogene Wertungen und normative Handlungsanweisungen. Die wichtigen Hinweise auf diese Körperbilder geben die Arbeiten der anthropologischen Disziplinen ab der Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie finden sich aber auch in ikonographischen Darstellungen und in Textgattungen, die das Körperverständnis der Zeit einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln suchten. Körperbezogene Geschlechterbilder bzw. geschlechtsspezifische Körperbilder drückten sich in den Empfehlungen zur persönlichen Gesundheitsvorsorge und zur Krankenpflege aus, in sittlichen und moralischen Normen und in den modischen Idealen der Epoche. Die publizistische Verbreitung derartiger Konzeptionen erfolgte beispielsweise über jene Periodika des späten 18. Jahrhunderts, welche sich vornehmlich an die weibliche Leserschaft wandten (Frauenalmanache, Modejournale, Frauenzeitschriften, moralische Wochenblätter).

Dem vorliegenden Forschungsprojekt liegt die Annahme zugrunde, daß die medial vermittelten geschlechtsspezifischen Körperbilder quasi kulturelle Deutungsschablonen zur Verfügung stellen, mit deren Hilfe sich die Leserinnen ein individuelles geschlechtliches (Körper-) Selbstbild kreieren können (und sollen). Neben ihrer Bedeutung für das persönliche Erleben individueller Weiblichkeit prägen die Körperbilder jedoch auch die Wahrnehmung der Geschlechter in der Öffentlichkeit. Sie konstruieren und stabilisieren die Geschlechterverhältnisse und können somit als bedeutende Elemente der Tradierung von Geschlechterbeziehungen innerhalb der europäischen Kulturgeschichte verstanden werden.

Weitere Annahme des Forschungsvorhabens ist, daß kulturelle Körperbilder der skizzierten Art mittels einer Analyse ihrer schriftlichen und ikonographischen Darstellung rekonstruiert werden können. Diese Rekonstruktion, mit der ich mich befassen will, soll über die systematische Beschreibung,

Form- und Inhaltsdeutung ikonographischen Materials und über die inhaltliche Analyse von Artikeln und Textbeiträgen eines Corpus von Frauenzeitschriften aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfolgen.

Für eine phänomenologische Imagologie der Geschlechter ist eine historische Untersuchung der Konstruktion, der Wandlungen und der medialen Verbreitung gesellschaftlicher Körperbilder von Frauen und Männern angezeigt, weil diese wesentliche Aussagen über die Wurzeln soziokultureller Geschlechterkonzeptionen und deren Veränderungen an der Schwelle zur Moderne erlaubt. Mit der Darstellung ihrer historischen Bedingtheit wird in der Konsequenz das Bild des 'ewig Weiblichen' zerstört. Die Loslösung von naturalistischen Bestimmungen ermöglicht nichts weniger als auch eine neue Wahrnehmung weiblicher Freiheit und Autonomie.

Die Kometen von 1618/19. Untersuchungen zur Vermittlung und Instrumentalisierung antiken und zeitgenössischen Wissens in der frühneuzeitlichen Kometenliteratur des deutschsprachigen Raumes.

Marion Gindhart



Zur Person

In Stichworten: geb. am 14.08.1970 in Dillingen/Donau. Nach dem Abitur 1989 Magisterstudium der Fächer Klassische Philologie insb. Latein, Klassische Archäologie und Alte Geschichte an der Universität Augsburg von 1990-1996. Von 1991 bis 1997 Mitarbeiterin am Institut für Europäische Kulturgeschichte im Projekt "Erschließung der astronomischen und ma-

thematischen Literatur der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, der Oettingen-Wallersteinschen Bibliothek und der Studienbibliothek Dillingen" (Prof. Dr. Jochen Brüning). Von November 1997 bis Juli 1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fach Klassische Philologie (Prof. Dr. Marion Lausberg). Seit August 1999 Doktorandenstipendium am Graduiertenkolleg.

Projekt

Kometenerscheinungen sind Phänomene, die insbesondere in der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts stark rezipiert und in verschiedene Kontexte (theologisch, konfessionell-polemisch, politisch-historisch, astrologisch, naturwissenschaftlich) eingebunden werden. In vielen Schriften ist eine Überlagerung und gegenseitige Beeinflussung dieser Kontexte zu beobachten. Die frühneuzeitliche Kometenliteratur setzt sich dabei aus einer Vielfalt von Textsorten zusammen, die aus unterschiedlichen Kommunikationsbereichen stammen und in verschiedenen Medien präsentiert werden. Dazu zählen etwa illustrierte "Neue Zeitungen" und graphische Darstellungen von Kometenerscheinungen mit einem Minimum an erläuterndem Text, Kometenpredigten, Kometenregister, Lehrdialoge, Kometendebatten, kleinere Abhandlungen mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung, (Merk-)Verse und Epigramme, die als Textbeigaben viele Drucke begleiten, Dissertationes und umfangreiche gelehrte Traktate.

In diesen Texten werden antike Modelle und Autoritäten in einen Prozeß der Wissensvermittlung und Informationssteuerung integriert und adaptiert, der von der Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Bedürfnissen, Vorstellungen, Erkenntnissen, Herausgeber- und Autorintentionen geprägt ist.

Meine Arbeit will die genannten Textsorten, mögliche Interdependenzen zwischen ihnen, die Art und Form des vermittelten Wissens, die Rolle der lateinischen Sprache gegenüber der Volkssprache sowie die Bedeutung und Bedeutungsentwicklung antiker Modelle, Autoritäten und Gattungen (insb. des lateinischen Epigramms) exemplarisch untersuchen. Dafür bietet sich das gedruckte Schrifttum zu den Kometen der Jahre 1618/19 aus mehreren Gründen an:

Die erwähnten Textsorten sind in repräsentativem Umfang vorhanden, können also zunächst auf synchroner Ebene erforscht werden. Dabei zeigen sich starke Unterschiede in der Rezeption der einzelnen Erscheinungen: Zwei weniger spektakuläre Kometen stehen dem imposanten Winterkometen von 1618/19 gegenüber. Ein diachroner Vergleich mit der Literatur der Jahrzehnte davor und danach ist – neben (sozial-)historischen Entwicklungen – gerade auch aufgrund der Tatsache interessant, daß sich in diesem Zeitraum ein Wandel in der wissenschaftlichen Erkenntnis über Kometen vollzieht: Die seit dem 13. Jahrhundert dominierende aristotelische Theorie der Kometen als sublunare, vergängliche Meteora in einem geozentrischen System bekommt Konkurrenz durch den Beweis ihrer Superlunarität durch Tycho Brahe Ende des 16. Jahrhunderts und der Vorstellung seines geo-

heliozentrischen Weltbildes. Die sich entwickelnde Wissenschaft und ihre Methoden treten der traditionellen, dogmatischen Philosophie gegenüber – die Kometen von 1618/19 zählen zudem zu den ersten, die teleskopisch beobachtet wurden. In diesem Zusammenhang soll untersucht werden, inwieweit in den einzelnen Textsorten und Medien neue wissenschaftliche Ansätze rezipiert werden, wo und aus welchen Gründen sie sich nicht gegen die philosophische Tradition durchsetzen können und inwieweit eine Kombination beider Ansätze vorliegt.

Politisches Feld

Politische Propaganda und öffentliche Meinung bei Leopold I.

Jutta Schumann

Zur Person

Mein Studium an der Universität Augsburg habe ich im Wintersemester 1988/89 mit der Fächerkombination Geschichte der Frühen Neuzeit (Hauptfach), Volkskunde und Alte Geschichte begonnen und im Jahr 1995 mit dem Magisterabschluß beendet. Seit Januar 1996 war ich wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem von den Lehrstühlen Geschichte der Frühen Neuzeit und Bayerisch-Schwäbische Landesgeschichte initiierten Projekt "Die Augsburger Wirtschaftsregion im Übergang zur Moderne", das im Dezember 1998 abgeschlossen wurde. Parallel zu der Projektarbeit konnte ich bereits mit der Arbeit an meinem Dissertationsthema beginnen, das im Verlauf der nächsten zwei Jahre fertiggestellt werden soll.

Projekt

Der mit der Regierungszeit Leopolds I. gewählte Untersuchungszeitraum erwies sich für die Zielsetzungen der Arbeit als sinnvoll, da unter dem Aspekt von Krieg und Frieden der komplexe Zusammenhang von Reichs- und Friedenspropaganda aufgezeigt werden kann. Gerade nach dem für das Reich so verhängnisvollen Dreißigjährigen Krieg war das Vertrauen in die Habsburger stark erschüttert. Allgemein herrschte eine ausgeprägte Friedenssehnsucht, die auf die traumatische Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges zurückzuführen war. Die mit den Auseinandersetzungen der Jahre

1667/1668 beginnenden Kriege mit Ludwig XIV. und die diese fast dreißig Jahre andauernden Konflikte noch überlagernden Türkenkriege enttäuschten dagegen die Hoffnungen auf Frieden im Reich. Während die zweite Jahrhunderthälfte also einerseits von Friedenshoffnungen geprägt war, führte Leopold I. andererseits in den fast fünfzig Jahren seiner Regierungszeit über dreißig Jahre lang Krieg. Diese Diskrepanz zwischen Krieg und Frieden rief auf propagandistischem Gebiet Handlungsbedarf hervor, dem in dieser Arbeit nachgegangen wird.

Ziel meines Projekts ist es, im Hinblick auf Leopold I. einerseits die "öffentliche Meinung" zu seiner Person und seiner Politik aufzuspüren und andererseits bewußte Manipulationen am Bild des Kaisers zu ermitteln. Zur Erforschung dieser Fragestellungen dient ein mediengeschichtlicher Ansatz, der von den verschiedenen vom Kaiserhof genutzten Kommunikationsmitteln ausgeht. Einen speziellen Schwerpunkt bildet dabei die Untersuchung von Flugschriften, Zeitungen und illustrierten Flugblättern. Aber auch andere informative und für Manipulationen relevante Kommunikationsmittel wie Predigten, panegyrische Werke, Theater- und andere repräsentative Festaufführungen, Herrscherporträts, Volkslieder, die Architektur sowie Münzen und Medaillen sollen zur Ermittlung eines aufschlußreichen Gesamtbildes herangezogen werden. Diese Arbeit folgt damit dem von Andreas Gestrich in seinem Buch "Absolutismus und Öffentlichkeit" vertretenen erweiterten Öffentlichkeitsbegriff, der die Überlegungen von Jürgen Habermas zum "Strukturwandel der Öffentlichkeit" differenziert. Andreas Gestrich schlägt vor, alle Medien der Kommunikation als auf die öffentliche Meinung wirkende Elemente in Betracht zu ziehen und unterteilt die verschiedenen Kommunikationsmittel in Druckmedien, visuelle Medien und mündliche Medien der Informations- und Meinungsäußerung. Außerdem regt er eine Klassifizierung der Öffentlichkeit in verschiedene Öffentlichkeitskreise an, die dann je nach Art des verwendeten Kommunikationsmittels bzw. Zwecks der darin transportierten Aussage sehr differenziert angesprochen werden konnte. In meiner Dissertation möchte ich diese Grundüberlegungen Gestrichs aufgreifen. Die umfangreiche Erschließung der von den Habsburgern verwendeten Kommunikationsmittel ermöglicht einerseits inhaltliche Rückschlüsse zum Bild Leopolds I. in der Öffentlichkeit, andererseits können durch die Analyse der Vernetzung der einzelnen Medien untereinander und ihrer Ausrichtung auf verschiedene Öffentlichkeitskreise die propagandistischen Bemühungen des Wiener Hofes verdeutlicht werden.

Kommissionen als Produzenten von Wissen und Wahrheit. Die venezianischen *Sindici in Terraferma* im 17. Jahrhundert

Dr. des. Achim Landwehr



Zur Person

1990-1995: Studium in Augsburg, Freiburg i. Br., Basel und Dublin

1996-1998: Doktorand am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt a.M.; Kollegiat des Graduiertenkollegs "Rechtsgeschichte" in Frankfurt a.M.

1998: Promotion in Freiburg i.Br. mit der Dissertation "Herrschaftsprozesse zwischen Norm und Praxis. Die Implementation frühneuzeitlicher Polizeyordnungen in Stadt und Amt Leonberg"

seit März 1999: Postdoktorand am Graduiertenkolleg "Wissensfelder der Neuzeit".

Projekt:

Die Bereiche Sprache, Medien und Kommunikation spielen innerhalb geschichtstheoretischer Diskussionen bereits seit geraumer Zeit eine erhebliche Rolle, auch wenn die Meinungen über den Wert des *linguistic turn* oder der Diskursanalyse in der historischen Zunft weit auseinander gehen. Unabhängig davon, wie man die Leistungsfähigkeit dieser theoretischen Ansätze einschätzt, läßt sich jedoch kaum bestreiten, daß sie zumindest im deutschen Diskussionszusammenhang bisher selten mit einer empirischen Untersuchung verknüpft wurden. Dabei mangelt es nicht an Fragestellungen, anhand derer sich zeigen läßt, wie in europäischen Gesellschaften Diskurse produziert wurden, die zumindest für eine bestimmte Zeit einen Wahrheitswert erhielten und an bestimmte Machtinstitutionen gebunden waren.

Zu diesen Machtinstitution zählen beispielsweise Kommissionen bzw. Kommissare, die in der Frühen Neuzeit europaweit von nicht zu unterschätzender Bedeutung waren. Besonders früh bediente man sich derartiger Mittel in Italien, wo sie für spezifische Verwaltungsaufgaben innerhalb der Kommunen und Territorien herangezogen wurden. In der Republik Venedig

wurde den als *Sindici* bezeichneten Kommissaren bei der Regierung des venezianischen Territoriums auf dem italienischen Festland, der *Terraferma*, eine besondere Rolle zugewiesen. Bestehend aus Mitgliedern des venezianischen Patriziats, bereisten sie das Territorium mit dem Auftrag, Lösungen für bestimmte, in der *Terraferma* aufgetretene Probleme zu finden. Dabei handelte es sich um sämtliche Fragen, die innerhalb eines frühneuzeitlichen Staatswesens auftreten konnten: militärische Angelegenheiten, Probleme bei der Steuererhebung, Regulierung von Flüssen, Räuberbanden, Aufforstungsmaßnahmen und ähnliches mehr.

Mit der Einsetzung einer Kommission wurde ein Kommunikationsprozess in Gang gesetzt, dessen Zentrum die Kommissare waren – jedoch waren sie bei weitem nicht die einzigen Beteiligten. In einer ersten Differenzierung lassen sich in der spezifischen Situation der Verwaltung der *Terraferma* durch die venezianische Zentrale zumindest vier weitere Gruppen ausmachen, die aktiv in den Diskurs eingriffen und ihn in ihrem Sinn zu beeinflussen suchten: Die venezianische Regierung formulierte üblicherweise das Problem, mit dem sich die Kommissare zu beschäftigen hatten, und initiierte damit den Diskurs und den gesamten Kommunikationsprozeß. Auf ihrer Reise durch die *Terraferma* traten die Kommissare zunächst mit den *Rettori*, den lokalen Vertretern der venezianischen Zentrale, in Kontakt, des weiteren mit den einflußreich gebliebenen Eliten in den unterworfenen Kommunen und schließlich mit der Bevölkerung der Städte und Gemeinden. All diese Gruppen äußerten sich in der einen oder anderen Weise zu dem speziellen Problem, das den Inhalt der Kommission ausmachte: Sie wurden befragt, brachten Beschwerden vor, schrieben Berichte oder verfaßten Bittschriften. Niemand schien stumm bleiben zu wollen bei dem Versuch, zu einem bestimmten Problem Wissen zu sammeln und ‘die Wahrheit’ ans Licht zu bringen.

Durch eine Verbindung sozial-, politik- und anthropologiegeschichtlicher Fragestellungen, die sich auf die Beziehungen zwischen den am Kommunikationsprozeß beteiligten Gruppen konzentrieren, also mit einem explizit diskursanalytischen Ansatz, lassen sich möglicherweise die Vorzüge der ‘linguistischen Wende’ für empirische Untersuchungen verdeutlichen.

*Didaktisches Feld***Von verkehrten Gelehrten. Ansätze zu einer Ethik der Scientific Community im 18. Jahrhundert.**

Andrea Holthusen

Zur Person

geb. am 11.9.1963 in Münster

Studium der Volkskunde, Allg. Rhetorik, Nordistik

1989-1994 Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin

Projekt:

Als der preußische Rechtsgelehrte Christian Thomasius 1687 der studierenden Leipziger Jugend sein berüchtigtes Kolleg über die Frage hielt, inwieweit man den honnête homme der Franzosen zur Besserung und Förderung angemessenen Benehmens an Universitäten nachahmen sollte, traf er schlagkräftig den Nerv einer schon schwelenden Problematik: Die sich zum Ende des 17. Jahrhunderts zuspitzende Krise der Gelehrsamkeit konnte nun endlich in der noch ungewohnten deutschen Rede formuliert und mit Mut ans öffentliche Licht gebracht werden, und der als Skandal in die Geschichte eingegangene Anfang zu einer systematischen Gelehrtenkritik war gemacht. So profiliert die Auseinandersetzung mit den Lastern gelehrter "Marektschreyer" und "Pedanten" als Symptom einer Krise scholastischer Lehrpraxis und Philosophie die neuartige Sozialkritik am erasmischen Gelehrtentypus, dem homo clausus: Ein Boom von Dissertationen und Traktaten dokumentiert an dieser Schwelle zur Aufklärung die Erschütterung von hinfällig gewordenen Legitimationen gelehrter Habitusformen innerhalb einer republica litteraria, die zunehmend mit den Anforderungen der entstehenden absolutistischen Verwaltung konfrontiert wird. Zudem hatte sich die schädigende Meinung verbreitet, daß die Wissenschaften per se mit Pedantismus gleichzusetzen seien, so daß die generelle Verachtung aller Wissenschaft zur großen Gefahr geworden war. Das Verhaltensideal des honnête homme und die zu ihm passende eklektische "Hofphilosophie" sollten den zu Unrecht schlechten Ruf der diskreditierten Wissenschaft wieder zu ver-

bessern suchen, denn durch ineffiziente Problemstellungen und realitätsfremde Denkopoperationen war die Philosophie erstarrt.

Während die von Thomasius erarbeitete Präjudizien- und Decorum-Lehre recht gut erforscht sind, liegt der darum herum geführte polemische, aber auch durch weniger Prominenz legitimierte Diskurs über die gelehrten Untugenden noch weitgehend im Dunkeln. Das Dissertationsprojekt geht dementsprechend zunächst der Frage nach, wie die Gelehrten durch die oft leidvolle Selbstthematizierung und Selbstreflexion ihrer Probleme zu einem Bewußtsein ihrer Wirkungen in der gelehrten Kommunikation fanden, denn diese Wirkungen des Redens über Wissen konstituierten erste Standardisierungen der Merkmale des sich ausdifferenzierenden Wissenschaftssystems. Bis allerdings diese Standards zur kulturellen Realität werden konnten, waren unterschiedliche Konfliktlagen zu überwinden, die in der Arbeit differenziert erfaßt und untersucht werden sollen. Das Interesse gilt also der Erforschung dieses krisenreichen Weges zur Autonomisierung des akademisch-universitären Systems, dessen Modernität dadurch gekennzeichnet ist, daß es die Erarbeitung von Soziabilität und Anwesenheit von Personen gewissermaßen "ersetzt". Erst mit der "Errungenschaft" dieser Selbstreferenzialität wurden die Bedingungen der Möglichkeit des Verzichts auf gesellschaftliche Bezüge konstituiert.

Der Wandel der Gelehrten- und Weisheitsideale dokumentiert im Grunde ein Lernen aus enttäuschenden Begegnungen, die sozusagen (noch) von partikularen und affektgeleiteten Interessen verunreinigt waren. So versuchten die Verfasser der Traktate überhaupt erst einmal, die Attribute dieser erkrankten und mißbrauchten Gelehrsamkeit zu beschreiben, nachdem das von Thomasius in Preußen umgesetzte Naturrecht die Voraussetzungen zu einer solchen Anthropologisierung erst geschaffen hatte. Es ist bemerkenswert, daß die Rehabilitation seines Standes offenbar über eine dialektische Doppellösung gelang: Durch die Implantierung der von den Franzosen gelernten höfischen Conduite in den Universitätsalltag wurde dennoch zugleich auch der Grund zur Befreiung von ihr gelegt: Einerseits distanzierte man sich trotz des hohen Anspruchs an die honnêteté von dem Muß ständischer Geburt, so daß im Grunde nur noch die Hülle höfischer Realität intendiert war, und andererseits bewirkte gerade diese gelockerte, aber verbindlich scheinende *Definition des decorums eine deutliche Demokratisierung* des Zugangs und der Ausübung der Gelehrsamkeit, die dadurch zwar ihren Realitätsbezug zurückgewann, aber ihre falsche Autonomie verlor und damit ethisch gewann. So konnte die Wissenschaft über den Weg der mit dem

decorum befrachteten Eklektik aus ihrer schlechten Autonomie des Pedantismus gerettet und in die "richtige" akademischer Freiheit überführt werden. Diese mußte nicht mehr auf Tugend verweisen, sondern sie war die Tugend.

Von hier aus wird verständlich, das auch die zum Aufbau eines empirischen Wissenschaftsverständnisses notwendige Erweiterung des Wissensbegriffs in der Entdeckung bestehen mußte, daß die weitere Anhäufung und der über Autoritäten erlangte Besitz des Wissens den Tod der Wissenschaft bedeutet hätten. Ihr Leben gewann sie zurück durch die kommunizierbare Organisation des Wissensaustausches, durch den das Wissen überhaupt erst eine lebendige Realität mit fortsetzender Folge gewinnt, denn erst durch diese Anschlußfähigkeit der Organisationsfolge kann sich das Wissenschaftssystem entfalten.

In der vielschichtigen und überaus bedeutenden Figur des Thomasius kulminiert so nichts geringeres als der Durchbruch zu einer empirischen Wissenschaftshaltung, die durch die Rehabilitation der einst verpönten Affekte verwirklicht werden konnte.

Johannes Ecks Urteil über die vierte Schlußfigur in seinem 1517 in Augsburg erschienenen Kommentar zu den logischen Schriften des Aristoteles

Von Dr. Adolf Lumpe, Augsburg

In den folgenden Ausführungen berichte ich über eine philosophiegeschichtlich bedeutsame Stellungnahme des berühmten Ingolstädter Professors der Theologie und Vorkämpfer der römisch-katholischen Reform und Gegenreformation Johannes Eck (1486–1543) zu dem Problem der Bewertung der sogenannten vierten Schlußfigur, die sich in einem von ihm verfaßten Kommentar zu den logischen Schriften des Aristoteles findet, der im Jahre 1517 nirgendwo anders als in Augsburg erschienen ist. Die Reichsstadt hat sich also auch in diesem Bereich der Ideen- und Wirtschaftsgeschichte in die Annalen des europäischen Denkens eingeschrieben.

Ich schicke zunächst einige allgemeine Vorbemerkungen über den einfachen kategorischen Syllogismus im allgemeinen und die vierte Schlußfigur im besonderen voraus.

Unter einem einfachen kategorischen Syllogismus verstehen wir ein logisches Verfahren, bei dem aus zwei Vordersätzen (praemissae), welche beide kategorische (unbedingt aussagende) Urteile sind, ein Schlußsatz (conclusio) abgeleitet wird. Als Beispiel hierfür sei angegeben: Alle Nagetiere sind Säugetiere; alle Hasen sind Nagetiere; folglich sind alle Hasen Säugetiere.

Der erste Vordersatz heißt Obersatz (propositio maior), der zweite Untersatz (propositio minor). Die beiden Vordersätze haben einen Begriff gemeinsam, der im Schlußsatz fehlt; er heißt Mittelbegriff (terminus medius, abgekürzt M, hier: 'Nagetiere'), weil er das logische Verhältnis zwischen den beiden anderen Begriffen, den sogenannten Außenbegriffen (termini extremi, hier: 'Hasen' und 'Säugetiere'), vermittelt. Der im Obersatz vorkommende Außenbegriff, der im Schlußsatz als Prädikat erscheint, heißt Oberbegriff (terminus maior, abgekürzt F, hier: 'Säugetiere'); der im Untersatz stehende Außenbegriff, der das Subjekt des Schlußsatzes bildet, wird als Unterbegriff (terminus minor, abgekürzt S, hier: 'Hasen') bezeichnet.

Hinsichtlich der Stellung des Mittelbegriffes in den Prämissen gibt es vier Möglichkeiten: 1. der Mittelbegriff kann im Obersatz Subjekt und im Untersatz Prädikat sein (MP, SM: SP), wie dies in unserem obigen Beispiel der

Fall ist; dann sprechen wir von der ersten Schlußfigur; 2. der Mittelbegriff kann in beiden Prämissen Prädikat sein (PM, SM: SP); dann liegt die zweite Schlußfigur vor; 3. der Mittelbegriff kann in beiden Vordersätzen Subjekt sein (MP, MS: SP); dies ergibt die dritte Schlußfigur; 4. der Mittelbegriff kann im Obersatz Prädikat und im Untersatz Subjekt sein (PM, MS: SP), womit die vierte Figur des einfachen kategorischen Syllogismus gegeben ist.

Innerhalb dieser vier Schlußfiguren gibt es verschiedene Schlußweisen (modi), je nachdem wie die einzelnen Vordersätze hinsichtlich ihrer Qualität (bejahend oder verneinend) und Quantität (allgemein oder partikulär, d.h. nur einen Teil der unter den Subjektsbegriff fallenden Gegenstände betreffend) beschaffen sind.

Demnach könnte es in jeder Schlußfigur 16 Schlußweisen geben, von denen aber jeweils nur eine Minderzahl gültig ist, d.h. in jedem Fall – unter der Voraussetzung, daß die Prämissen zutreffen – richtige Schlußsätze liefert. So gibt es in der ersten Figur vier gültige Modi, nämlich:

1. wenn beide Vordersätze, wie in obigem Beispiel, allgemein bejahend sind; dann ergibt sich ein allgemein behauender Schlußsatz (sogenannter Modus Barbara);
2. wenn der Obersatz allgemein verneinend und der Untersatz allgemein bejahend ist, wobei ein allgemein verneinender Schlußsatz herauskommt (Modus Celarent, z.B.: Kein Nagetier ist ein Lurch; alle Hasen sind Nagetiere; folglich ist kein Hase ein Lurch);
3. wenn der Obersatz allgemein bejahend und der Untersatz partikulär bejahend ist, was zu einem partikulär behauenden Schlußsatz führt (Modus Darii, z.B.: Alle Säugetiere säugen ihre Jungen; manche Wassertiere sind Säugetiere; folglich säugen manche Wassertiere ihre Jungen);
4. wenn der Obersatz allgemein verneinend und der Untersatz partikulär bejahend ist, was einen partikulär verneinenden Schlußsatz ergibt (Modus Ferio, z.B.: Kein Säugetier atmet durch Kiemen; manche Wassertiere sind Säugetiere; folglich atmen manche Wassertiere nicht durch Kiemen). Entsprechend gibt es in der zweiten Figur ebenfalls vier Modi, in der dritten sechs und in der vierten fünf.

Die ersten drei Figuren hat schon Aristoteles aufgestellt, weshalb sie auch „aristotelische Schlußfiguren“ heißen. In der ersten Figur hat Aristoteles' Schüler Theophrast neben den vier erwähnten Schlußweisen noch fünf

weitere Nebenschlüsse aufgestellt, in denen aber in irregulärer Weise im Schlußsatz der Unterbegriff vom Oberbegriff ausgesagt wird, weshalb sie auch als „Umkehrschlüsse“ bezeichnet werden; als Beispiel erwähne ich hier den Modus Baralipon, in welchem aus denselben Prämissen, wie sie im Modus Barbara vorkommen, der partikulär bejahende Schlußsatz „Folglich sind einige P S“, also die Umkehrung des Schlußsatzes von Barbara (Folglich sind alle S P), abgeleitet wird (z.B.: Alle Nagetiere sind Säugetiere; alle Hasen sind Nagetiere; folglich sind einige Säugetiere Hasen). Aus diesen sogenannten „theophrastischen Schlußweisen“ haben spätere griechische Gelehrte durch Umformung zu regulären Schlußweisen, in denen also im Schlußsatz ebenso wie bei den anderen regelmäßigen Modi der Oberbegriff vom Unterbegriff ausgesagt wird, die vierte Schlußfigur gebildet, die nach ihrem angeblichen Erfinder, dem berühmten Arzt und Philosophen Claudius Galenus (2. Jh. n. Chr.), auch als die „galenische Schlußfigur“ bezeichnet wird; ihre Strukturformel haben wir bereits oben angegeben. Als Beispiel sei hier der Modus Bamalip angeführt, der aus dem theophrastischen Modus Baralipon durch Vertauschung der beiden Vordersätze entsteht (z.B.: Alle Hasen sind Nagetiere; alle Nagetiere sind Säugetiere; folglich sind einige Säugetiere Hasen), womit im Gegensatz zu dem entsprechenden Umkehrschluß Theophrasts ein regulärer Schluß, in welchem im Schlußsatz der Oberbegriff vom Unterbegriff ausgesagt wird, entstanden ist.

Ob diese vierte Schlußfigur tatsächlich von Galenus oder von späteren Gelehrten aufgestellt worden ist, ist umstritten. Ich habe diese Frage in meinem Beitrag „Das geheimnisvolle Auftauchen der sogenannten galenischen Schlußfigur im Mittelalter“ in der Zeitschrift „Annuaire Historiae Conciliorum 11, Bd. 27/28 (1995/96) = Festschrift für Walter Brandmüller, S. 165–175, untersucht und dort die Vermutung geäußert, daß diese Figur von syrisch-nestorianischen Gelehrten an der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert aus den Umkehrschlüssen Theophrasts gebildet worden sei; aufgrund eines freundlichen Hinweises des Professors der Orientalistik Paul Kunitzsch von der Universität München habe ich dann aber die Entstehung der vierten Schlußfigur aus dem syrisch-arabischen Raum in den spätgriechischen Bereich zurückverlegt, jedoch daran festgehalten, daß sie nachgalenischen Ursprungs ist.

Hierzu vergleiche man die Zeitschrift „prima philosophia“, Bd. 10 (Cuxhaven & Dartford 1997), Vorbemerkung der Herausgeberin Dr. phil. Sabine S. Gehlhaar M.A. zu Heft 4.

Nun spielt aber in der Geschichte der Philosophie neben der Entstehung der vierten Schlußfigur noch das Problem der Beurteilung derselben hinsichtlich ihres Wertes eine bedeutsame Rolle. Um das Jahr 850 erschien nämlich in Bagdad ein reicher Herr bei dem berühmten Philosophen Al-Kindi und legte ihm einen syrischen Traktat, den er wahrscheinlich für teures Geld am Basar erworben hatte, zur Begutachtung vor. Diese Schrift handelte davon, daß es neben den bekannten drei Schlußfiguren noch eine vierte Schlußfigur gebe, und war ihm als Übersetzung einer Abhandlung des griechischen Gelehrten Dschalinus (die arabische Form von 'Galenus') verkauft worden. Al-Kindi war über diese Neuigkeit keineswegs sehr entzückt, sondern erklärte sie für einen großen Unsinn, da eine vernünftige Einteilung des einfachen kategorischen Syllogismus genau drei Figuren und keine weitere ergebe, wie er im Anschluß an Aristoteles erklärte. Die Quellenangaben hierzu und zu den folgenden Ausführungen kann man in meinem Beitrag „Der logische Grundgedanke der vierten Schlußfigur“ in der bereits erwähnten Zeitschrift „prima philosophia“, Bd. 11 (1998) S. 397 - 404, finden; der geneigte Leser wolle dabei entschuldigen, daß infolge eines Versehens der Redaktion die in meiner Druckvorlage durchgezählten Anmerkungen seitenweise numeriert werden, aber die Ziffern in den Querverweisen meines Anmerkungsapparates stehengeblieben sind, wodurch naturgemäß das Nachschlagen erschwert wird.

In den folgenden Jahrhunderten bezeichneten Al-Farabi, Avicenna und Averroes die vierte Figur ebenfalls als illegitim, da sie in ihr lediglich eine unnatürliche Verdrehung der ersten Figur sahen, deren beide Prämissen in ihr nur vertauscht seien. Auch in Byzanz wurde sie von Ioannes Italos entschieden abgelehnt. Dagegen verteidigte im 12. Jahrhundert Ibn as-Salah al-Hamadani die vierte Figur mit dem berechtigten Gegenargument, daß auch die Modi der zweiten und dritten Figur auf solche der ersten zurückgeführt werden können; wenn man also alle auf die erste Figur reduzierbaren Modi als bloße Verdrehungen derselben ansehen und, deshalb zurückweisen wollte, müßte man sämtliche Schlußfiguren außer der ersten abschaffen. Diese Verteidigung der vierten Figur hatte im Orient weitgehend Erfolg; so behandelten sie Al-Abhari und andere morgenländische Gelehrte des 13. Jahrhunderts gleich den anderen Schlußfiguren ohne tadelnde Bemerkung.

Als die vierte Schlußfigur im 13. Jahrhundert im Okzident bekannt wurde, stieß sie dort ebenfalls zunächst auf Ablehnung. Anerkennung fand sie in Europa nach unserem gegenwärtigen Erkenntnisstand erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Petrus von Mantua gab in seiner 1483 erschie-

nenen 'Logica' alle vier Figuren an, ohne auf die Streitfrage bezüglich der vierten Schlußfigur näher einzugehen. Ausdrücklich verteidigt wurde diese um 1490 von dem an der Pariser Universität lehrenden Scholastiker Petrus Tartaretus mit dem richtigen Hinweis, daß zwar eine bloße Umstellung der Vordersätze, bei der – wie dies in der Spätantike und im Mittelalter verschiedentlich geschah – lediglich der Untersatz vor dem Obersatz angeführt wird, ohne daß die beiden ihre Funktion verändern, keine neue Figur ergebe, daß aber mit Recht eine Vertauschung der Vordersätze, die mit einer Veränderung des Verhältnisses des Mittelbegriffs zu den Außenbegriffen verbunden ist, zur Ansetzung einer neuen Figur führe.

Dieser Auffassung folgte nun zu Anfang des 16. Jahrhunderts unser Johannes Eck, der in den Jahren bis 1517 einen Kommentar zu den logischen Schriften des Aristoteles in der lateinischen Übersetzung des Johannes Argypoulos verfaßte. Dieser besteht aus zwei Teilen (*partes*), die in Augsburg in der Millerschen Buchdruckerei unter dem Titel 'Aristotelis Stagyrice (= Stagiritae) Dialectica ... a Ioanne Eckio Theologo facili explanatione declarata' etc. erschienen sind. Am Schluß von *pars I* bemerkt Eck: 'Finem fecinus prioris partis logicae ... MDXVI die X. Iunii'; demnach hat Eck den ersten Teil seines Kommentars im Jahre 1516 abgeschlossen. Am Ende des zweiten Teiles ist angegeben: 'Excusa in officina Millerana Augustae Vindellicorum (die damals übliche auf einer falschen Humanistenkorrektur beruhende lateinische Namensform für 'Augsburg' statt der richtigen antiken Bezeichnung 'Augusta Vindelicum') ad V. Cal. Maias anno salutifero MDXVII'; demnach ist die Drucklegung des gesamten Werkes im Jahre 1517 abgeschlossen worden. Ob die beiden Teile ursprünglich in den Jahren 1516 und 1517 getrennt erschienen sind, konnte ich nicht feststellen; doch scheint mir die Tatsache, daß *pars I* und *II* jeweils eine eigene Bezifferung der *folia* aufweisen, dafür zu sprechen. Die Aufgabe, nähere Einzelheiten über die Millersche Buchdruckerei zu ermitteln, muß ich den Augsburger Stadthistorikern überlassen, soweit dies nicht bereits geschehen ist.

In *pars II* fol. 12 recto col. a/b dieses Kommentars behandelt Eck in quaestio 4 zur ersten Analytik des Aristoteles, articulus 3, dubium 1, die Frage, ob eine vierte Figur des einfachen kategorischen Syllogismus anzusetzen sei (an quarta figura sit ponenda).

Er bietet zunächst einen historischen Überblick, worin er Galenus als Erfinder und Tartaretus als Verteidiger derselben angibt, und gibt dann in col. b die Antwort, daß eine von den anderen Figuren verschiedene vierte Figur anzusetzen sei; dies sei deshalb offenkundig, weil die Unterscheidung der

Figuren, wie Eck in Übereinstimmung mit Tartaretus erklärt, dem verschiedenen Verhältnis der Außenbegriffe zum Mittelbegriff entnommen werde; wenn nun aber die erste Figur im strengen Sinn verstanden werde, dann habe die vierte Figur ein ihr eigentümliches Verhältnis des Mittelbegriffes zu den Außenbegriffen, das von dem Verhältnis bei den anderen Figuren deutlich unterschieden sei; daher müsse die vierte Figur als eine von den anderen verschiedene Figur aufgefaßt werden (*Respondeo quartam figuram esse ponendam ab aliis distinctam; patet, quia figurarum distinctio sumitur ex diversa habitudine extremorum ad medium; sed stricte sumpta prima figura quarta habet peculiarem habitudinem medii ad extrema ab habitudine aliarum figurarum discretam; ergo est distincta figura*).

Da Ecks Werk kein systematisches Lehrbuch der Logik, sondern ein Kommentar zu den logischen Schriften des Aristoteles sein soll, konnte Eck naturgemäß in den erklärenden Ausführungen nur die drei aristotelischen Figuren behandeln, während er sich bezüglich der vierten Figur mit der hier besprochenen Digression begnügen mußte. Um so anerkannter ist es, daß er sie so entschieden verteidigt hat. Daß dies in einem in Augsburg erschienenen Werk geschehen ist, sei hier nochmals bemerkt.

Auch nach dieser überzeugenden Darlegung Ecks ging der Streit über die Bewertung der vierten Schlußfigur zwar weiter. Doch das gehört nicht mehr in diesen Bericht. Wer von den verehrten Lesern dieser Zeilen nähere Aufschlüsse über das ganze Problem und seine Geschichte erhalten möchte, sei hiermit auf meinen bereits erwähnten Beitrag „Der logische Grundgedanke der vierten Schlußfigur“ in der Zeitschrift „prima philosophia“, Bd. 11 (1998) S. 397 - 404, aufmerksam gemacht.

**Die Hypothesen des byzantinischen Patriarchen, Augsburg und die Literaturkritik.
Zu einer Traditionslinie der europäischen Wissenskultur.**

Von Wolfgang E.J. Weber

Die Befassung mit der frühneuzeitlichen Geschichte Augsburgs unter der wissens-, medien- und kommunikationsgeschichtlichen Perspektive des Instituts für Europäische Kulturgeschichte und von dessen – also mittels des (von Johannes Burkhardt treffend so genannten) „Augsburger Ansatzes“ – bringt immer wieder neue oder zumindest einzeldisziplinär unvermutete Einsichten mit sich. Zu ihnen zählen die mit dem nachstehend skizzierten Fall verknüpften Befunde, die sich im Rahmen von Recherchen für die in Vorbereitung befindlichen *Bibliographischen Materialien* des Graduiertenkollegs ergaben. Warum sie mitteilenswert erscheinen, dürfte die Lektüre erweisen.

Jede Wissenskultur enthält in dieser oder jener Form als Bestandteil Kritik, also die Entwicklung und Anwendung von Verfahren, vorhandenes Wissen inhaltlich und formal unter logischen, empirischen, ästhetischen und normativen Gesichtspunkten zu prüfen und zu bewerten. Diese Wissenskritik methodisch-systematisch zu veranstalten, sie in den Prozeß der Wissensbefassung zu integrieren und damit zu einer konstitutiven Komponente der Wissenskultur zu machen, ist jedoch keineswegs selbstverständlich, sondern war jedenfalls im europäischen Fall Ergebnis erst langwierigen Bemühens zahlloser Einzelgelehrter und ganzer Gelehrten generationen. Mit anderen Worten, es gibt eine umfangliche, komplexe Geschichte der europäischen Wissenskritik, die bei der Erforschung der europäischen Wissenskultur nicht ignoriert werden darf, auch wenn sich in der gegenwärtigen akademischen Landschaft keine Einzeldisziplin für dieses weite, überdurchschnittlich aufwendig zu beackernde Untersuchungsfeld verantwortlich fühlt.

In der einzigen aktuellen kritikgeschichtlichen Monographie deutscher Sprache, der Habilitationsschrift *Critica. Untersuchungen zur Geschichte der Literaturkritik zwischen Quintilian und Thomasius* (Leiden u.a. 1995) des heutigen Ordinarius für Germanistik an der Universität Greifswald Her-

bert Jaumann¹, wird in Übereinstimmung mit der jüngeren buch-, bibliotheks- und literaturhistorischen Forschung die seit dem 15. Jahrhundert sogenannte *Bibliothēke* des byzantinischen Patriarchen und Gelehrten Photios (ca. 810-ca. 893) von 855/56 als für die Entwicklung der (von Jaumann als „alteuropäisch“ charakterisierten) Literaturkritik bahnbrechend deklariert. Dieses zunächst als Sammlung von *Hypotheises* (Inhaltsangaben) betitelt Werk, in dem 366 Texte von insgesamt 168 Autoren inhaltlich referiert bzw. bewertet werden und das deshalb zugleich einen einmaligen Nachweis mittlerweile verlorener antiker Schriften darstellt, wurde bis zum Beginn der Neuzeit durch Abschrift verbreitet. Erst Anfang des 17. Jahrhunderts erfolgte der Druck des griechischen Textes und einer lateinischen Übersetzung, die erst eigentlich die Beachtung und Rezeption der europäischen Gelehrtenwelt sicherte. Sowohl die *editio princeps* der griechischen Fassung als auch die erste lateinische Ausgabe kamen indessen nirgendwo anders als in Augsburg heraus, dem damaligen Hauptknotenpunkt des materiellen und immateriellen Austauschs zwischen Venedig/Italien und dem nordalpinen Europa. Die schwäbische Reichsstadt hat sich mithin auch auf diesem Teilgebiet in die Annalen der europäischen Kulturgeschichte eingeschrieben.

In welchen Hinsichten war Photios' *Bibliothēke* für die Entwicklung der europäischen Wissenskritik bedeutsam, warum kam es in Augsburg zu ihrer Drucklegung und welche Wirkungen sind ihrer wesentlich durch diesen Druck gesicherten Rezeption zuzuschreiben?

Um die Entstehung der *Hypotheises* rankt sich mittlerweile eine blütenreiche Forschungsgeschichte². Dem Originaltitel *Verzeichnis und Aufzählung der Bücher, die wir gelesen haben und über die unser geliebter Bruder Tarasios ein zusammenfassendes Urteil haben wollte* sowie der Widmungsepistel ist zu entnehmen, daß das Werk während einer Reise aus dem Gedächtnis diktiert wurde. Wann diese Reise stattfand und wohin genau sie führte, ist unklar. Wenn die Zielangabe „zu den Assyren“ richtig als „zu den Arabern“ interpretiert werden darf, könnte der Text zwischen Byzanz und Bag-

¹ Brill's Studies in Intellectual History Vol. 62; zum Forschungsstand vgl. hier S. 1-13. Auf die unterschiedlichen Formen und Perspektiven von Kritik kann im vorliegenden Zusammenhang nicht eingegangen werden.

² Vgl. Photios, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, München, Zürich 1993, Sp. 2109-2110 ferner Jaumann, *Critica* (Anm. 1) S. 31-39 und öfter, sowie Helmut Zedelmaier: *Bibliotheca universalis und Bibliotheca selecta. Das Problem der Ordnung des gelehrten Wissens in der frühen Neuzeit*, Köln u.a. 1992, S. 149-152 u.ä.

dad entstanden sein. Aber auch andere Orte des Zweistromlandes sind vorgeschlagen worden. Eine These nimmt Bagdad selbst als Schreibort an; der Patriarch verzichtete jedoch darauf, in irgendeiner Weise auf die zu seiner Zeit – also vor dem Mongolensturm 1258 – noch vorhanden gewesene große und deshalb gewiß erwähnenswerte griechische Bibliothek der Kalifenhauptstadt anzuspüren.

Die erfaßten und wie gesagt knapp rezensierten Schriften, über die Photios seinen (leiblichen) Bruder informieren möchte, verteilen sich zur Hälfte auf antik-profane und christlich-theologische Literatur. Die Perspektiven und Wertungen des häufig als Repräsentant eines byzantinischen Humanismus angesprochenen Verfassers, die sich aus der Werkauswahl und direkten Äußerungen rekonstruieren lassen, zielen wesentlich in zwei Richtungen. Im Vordergrund steht ein rhetorisch-poetisch-ästhetisches Interesse: die Bewertung der Texte allerdings in eher undogmatischer Weise danach, ob sie der zeitgenössisch hoch bewerteten attizistischen Literaturästhetik eines Dionysios von Halikarnaß oder der Stillehre des Hermogenes von Tarsos gerecht wurden. Mit dieser Stilistik verbunden, ihr aber oft nachgeordnet ist die Tendenz, die Autoren bzw. theologisch-religiösen Werke, die nach der Lehre der Kirche als ketzerisch galten, entsprechend zu kennzeichnen. Das heißt, Photios verknüpft Literaturverzeichnung mit ästhetischer und theologischer Kritik. Genau diese Mischung dürfte seine im Einzelnen noch zu rekonstruierende, offenkundig allerdings zunächst nur geringe Rezeption im Mittelalter ermöglicht haben.

Sie war aber auch unzweideutig für die verstärkte Wahrnehmung des Werkes am Beginn der Neuzeit maßgeblich. Denn nicht bereits mit der Nennung des Namens und Werkes Photios' durch die klassischen Humanisten regelmäßig dann, wenn unermeßliche Verluste antiker Texte zu beklagen waren, setzte Nachfrage in derartiger Massivität nach ihm ein, daß es zur Drucklegung des Textes kam. Auch das zusätzliche stilistisch-rhetorische Interesse dieser Gelehrten reichte noch keineswegs dazu aus. Der Durchbruch kam vielmehr erst mit der Anknüpfung des Jesuiten Antonio Possevino (1533-1611) an den theologischen Verurteilungen des Photios, die jetzt, im konfessionellen Zeitalter, als im Vordergrund stehend und lediglich stilistisch-rhetorisch untermauert galten. Die *Bibliotheca* wurde mit anderen Worten in den Dienst der römisch-katholischen Reform und Gegenreformation genommen. Possevino bezog sich in der Einleitung seiner bedeutenden *Bibliotheca selecta* (Rom 1593) ausdrücklich auf ihn. Mehr noch, er führte sein Verständnis einer *Bibliotheca* nicht lediglich wörtlich als Bücher-

schränk oder – in einem ersten Schritt bereits abstrahiert – Büchersammlung bzw. – noch stärker verallgemeinert – als Sammlung von Wissen, sondern als Inbegriff allen richtigen – d.h. vom kirchlichen Standpunkt aus korrekten, nichtketzerischen – Wissens wesentlich auf ihn zurück. Photios avancierte mithin zum Impulsgeber der römischen Kulturoffensive.

Unzweifelhaft in diesem Kontext sind die Augsburger Drucklegungen 1601 und 1606 zu sehen. Initiator war in beiden Fällen kein geringerer als der rührige Patrizier, Humanist, Großkaufmann und Stadtpfleger Marcus Welser (1558-1614)³, der trotz entschieden römisch-katholischer Gesinnung auch beste Kontakte zu protestantischen Gelehrten pflegte. Er hatte bekanntermaßen 1594 den Verlag *Ad insigne pinus* gegründet. Das Veröffentlichungsprogramm, welches er in engem Austausch mit einer ganzen Reihe prominenter europäischer Humanisten, darunter dem berühmten Justus Lipsius (1547-1606), aber auch im Hinblick auf die Erreichbarkeit entsprechender Handschriften für dieses Augsburger Unternehmen entwickelte, hatte seinen faktischen Schwerpunkt in der griechischen Philologie, insbesondere der Patristik und byzantinischen Beiträgen.

Herausgeber und Bearbeiter der ersten, griechischen Edition war David Hoeschel (1556-1617), Schüler und Amtsnachfolger von Hieronymus Wolf (1516-1580). Hoeschel stand mit zahlreichen, schon zeitgenössisch berühmten europäischen Humanisten und Philologen in Korrespondenz. Diesen Kontakten sowie dem Einsatz Marcus Welsers verdankte er diejenigen vier handschriftlichen Fassungen des Werkes von Photios, die er seiner Edition zugrunde legte. Entsprechend enthält die über 500 Seiten starke Ausgabe auch Danksagungen, Widmungen und Gratulationsverse von Briefpartnern, aus denen unmißverständlich



³ Vgl. zu ihm Bernd Roeck: Geschichte, Finsternis und Unkultur. Zu Leben und Werk des Marcus Welser, 1558-1614, in: Archiv für Kulturgeschichte 72 (1990) 115-141.

hervorgeht, daß die gesamte *res publica litteraria Europae* das Buch mit höchster Spannung erwartete. Warum es so dringlich gewünscht wurde, geht aus Hoeschels Widmungsschrift an Quirin Rehlinger (+1605) und Marcus Welser hervor: Es geht um die Sicherung und Verbreitung wertvollsten antiken Wissens in einer Gegenwart, die durch Haß, Krieg und Verachtung jeglicher Gelehrsamkeit gekennzeichnet sei.



Auch die zweite, lateinische Edition setzt den Akzent zunächst auf Wissenssicherung bzw. Wissensbereitstellung für eine wissensverachtende Gegenwart. Übersetzer und Bearbeiter war der Jesuit Andreas Schott (1557-1629) aus Antwerpen, der seit einem Augsburgeraufenthalt anlässlich einer Rückreise von Rom Bekanntschaft mit dortigen Jesuiten sowie weiteren Gelehrten pflegte und seinerseits in engem Kontakt zu Justus Lipsius stand. Der konfessionelle Aspekt macht sich vor allem indirekt bemerkbar. Erstens änderte der

insbesondere mit seinem Augsburger, dann Münchner Ordensbruder Matthäus Rader (1556-1634)⁴ befreundete Niederländer den Titel des Werkes ab: statt lediglich von *excerpta* und *ensurae* (in dieser Reihenfolge) des byzantinischen Patriarchen zu sprechen, betont der Jesuit den kritisch-rezensierenden Charakter durch die Wahl der Version *recensio, censura atque excerpta* (in dieser Reihenfolge). Zweitens unterstreicht er in seinen *Prolegomena* die Stellung der Theologie als *regina scientiarum*. Und drittens fügt er seiner Edition ein Register der Bibelstellen bei, die in den von Photios herangezogenen Werken interpretiert werden, d.h. er erleichtert den Gebrauch der *Bibliotheca* zum theologisch-kirchlichen Zweck. Worum es

⁴ Vgl. die entsprechenden Briefe in: Bayerische Gelehrtenkorrespondenz. P. Matthäus Rader SJ. Bd. I: 1595-1612, eingeleitet und herausgegeben von A. Schmid, München 1995.

ihm ging, war mithin, der römischen Sache zu dienen, ohne sich durch konfrontatives Verhalten in der Gelehrtenrepublik zu isolieren bzw. den Kontakt zu von Rom abgefallenen bzw. noch nicht für Rom (wieder)gewonnenen Mitgelehrten abubrechen. Allerdings gab es noch einen weiteren Grund, Photios nicht zu direkt in den Dienst für Rom zu nehmen. Dank familiärer Verbindung zum byzantinischen Kaiser war der Abkömmling eines hohen Beamtdynastie nämlich in kirchlich e Auseinandersetzungen verwickelt gewesen., die später zurecht als Weichenstellungen zum lateinisch-griechischen Kirchenschisma gewertet werden mußten.

Der zweifache Druck der *Bibliothèque* löste zunächst eine Debatte um die richtige Version der in Europa kursierenden, meist unvollständigen handschriftlichen Textvarianten aus. Hoeschels sorgfältige Arbeit hielt der Kritik offenbar uneingeschränkt stand; Schotts Übersetzung stieß sprachlich hier und da auf Vorbehalte⁵. Ihre Editionen ermöglichten die Integration der Nachrichten und des methodischen Instrumentariums des Patriarchen in das europäische Wissen hinsichtlich der antiken Textproduktion und in bezug auf die Möglichkeiten der Wissenskritik. Nicht nur die alteuropäische Literaturkritik, sondern auch die moderne Wissenschaftskritik knüpfte maßgeblich an diesem byzantinisch-kirchlichen Text an, den sich das frühneuzeitliche Europa entscheidend über Augsburg als zeitgenössisches Kommunikations- und Medienzentrum aneignete.

⁵ Vgl. Photios, in: Zedlers Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste 27 (1741) Sp. 2210-2211.

Interview in Le Monde vom 30. Oktober 1998:

ZEUGNIS ÜBER EINEN NICHT KLASSIFIZIERBAREN MANN

Rudolf Vierhaus, der ehemalige Direktor des Max-Planck-Instituts Göttingen, das die von Mandrou gegründete Mission historique française beherbergt, kommt auf den intellektuellen Nachlaß eines Historikers von jenseits des Rheins zurück.

"Unter welchen Bedingungen ist die besondere Verbindung Mandrous zu Deutschland entstanden?"

Dazu muß man zur Epoche des Krieges zurückgehen, in der Robert Mandrou aufgrund des STO (=service du travail obligatoire, d.h. Arbeitsdienst von Franzosen in Deutschland) ab 1943 in deutscher Gefangenschaft war, zuerst als Arbeiter, dann, durch eine Strafmaßnahme, als Holzfäller im Harz. Gleichwohl hat er das Deutschland der Nazis nie mit dem der Nachkriegszeit vermischt.

Trotz dieser schmerzlichen Erfahrung hat er sich nicht von der deutschen Kultur und Geschichte abgewendet?

Nein. Nach dem Krieg besuchte er den Harz und entdeckte die außergewöhnlichen Schätze der Wolfenbütteler Bibliothek aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die seine Archivforschungen und Seminare bereicherten. Er ist außerdem einer der wenigen französischen Historiker seiner Generation, der nicht nur die deutsche Sprache in Wort und Schrift beherrscht, sondern genau so gut die deutsche Forschung zur modernen Geschichte kennt. Und er ist einer der wenigen, der ein Buch über die deutsche Geschichte zu schreiben vermag.

Sie denken sicher an das Buch über die Fugger?

Ja, aber auch an die Rezensionen deutscher Bücher, die Mandrou ab den 50er Jahren in den 'Annales' veröffentlichte oder an sein Seminar von 1973-74 über den intellektuellen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland im 17. Jahrhundert.

Ist dies einer der Gründe, die, neben der Existenz des Max-Planck-Instituts, die Wahl Göttingens zur Errichtung der Mission historique française erklären, deren Gründung Mandrou 1977 nach jahrelangen Bemühungen gelang?

Mehrere Gründe spielten eine Rolle. Selbstverständlich der Reichtum der niedersächsischen Bibliotheken: Wolfenbüttel für das 17. Jahrhundert, Göttingen für das 18. Jahrhundert. Aber man muß genauso an die Bedeutung der persönlichen Begegnungen und Kontakte erinnern. 1975 veranstaltete unser Institut ein Kolloquium unter dem Titel "Vom Ancien Régime zur Revolution", an dem die großen Protagonisten der historiographischen Debatte in Frankreich teilnahmen, in der sich die Vertreter der marxistischen Interpretation um Soboul, Furet und Le Roy Ladurie gegenüberstanden.

Mandrou, der bei dieser Gelegenheit das Thema "Volkskultur und Volksbewegung in der Übergangsphase vom Ancien Régime zur Revolution" in Erinnerung rief, vertrat eine eigenständige Position, die es nicht erlaubte, ihn dem einen oder anderen Lager zuzurechnen. Schließlich entsprachen seine Hauptinteressen denjenigen der Institutsmitglieder: Buchgeschichte, historische Anthropologie und historische Psychologie sowie Geschichte der Ständeversammlungen. Wir haben in ihm einen sehr interessanten Menschen gesehen.

War es für das Institut wichtig, zu diesem Zeitpunkt einen Mentalitätshistoriker aufzunehmen?

Neben dem Deutschen Historischen Institut in Paris, das damals mehr den Arbeiten von Roland Mousnier und seinen Schülern zugewandt war, unterhielt das Max-Planck-Institut insbesondere dank Clemens Heller bereits regelmäßige Beziehungen mit der EHESS (= Ecole des Hautes Sciences Sociales, eine Eliteschule der Sozialwissenschaften in Paris) und zur Maison des sciences de l'homme (= Haus der Geisteswissenschaften). Sie sind auch heute noch sehr wichtig. Aber gerade als es Mandrou gelungen war, die Mission historique française in Göttingen zu gründen, erwarteten wir viel von diesem hervorragenden Vertreter der *Annales* und besonders von der für uns sehr anregenden Mentalitätsgeschichte: Diskussionen, Vorschläge und vor allem einen sehr engen Kontakt zur französischen Forschung. Deswegen und aus materiellen Gründen wurde die "Mission" unserem Institut angegliedert.

Was war das genau für ein Projekt?

Die Idee war, eine kontinuierliche Zusammenarbeit zwischen zwei unabhängigen aber kooperierenden Instituten ins Leben zu rufen, mittels Kolloquien, Seminaren, Gemeinschaftsprojekten und durch die Teilnahme von Mitgliedern und Gästen, beider beteiligter Institute. Außerdem wünschte Robert Mandrou sogleich, daß die Mission ebenso viele junge Forscher oder

Studenten wie bereits etablierte Historiker aufnehmen sollte. Ich muß betonen, daß unser Institut nicht nur diese sehr enge Form der Zusammenarbeit vertrat, sondern auch daraus Vorteile zog, wenngleich Mandrou selbst leider nur kurze Zeit das Amt des Direktors innehatte (1977-79).

Aber neben dem Erfolg des Instituts - was kann man über die Rezeption der Arbeiten Mandrous und der Methoden der Mentalitätsgeschichte in Deutschland sagen?

Die Arbeiten bestimmter Historiker wie z.B. von Bloch waren in Deutschland bekannt, aber die Rezeption der französischen Historiographie war nicht immer einfach, insbesondere aus Übersetzungsgründen. Die Herausgeber lehnten es ab, das Wagnis einzugehen unter dem Hinweis darauf, daß diejenigen, die sich für die französische Schule interessierten, das Original läsen. Aber es ist mehr, wie das Beispiel des Buches von Mandrou über die Fugger zeigt, das 1969 erschienen ist und erst vergangenes Jahr übersetzt wurde. Obwohl es ein wichtiges Thema behandelt, wurde das Buch kaum rezipiert. Die deutschen Historiker hatten auf diesem Gebiet einen biographischen und ökonomischen Ansatz entwickelt, um die Ursprünge des modernen Kapitalismus an den Tag zu bringen. Mandrou kehrte diese Perspektive nun radikal um, indem er die Fugger als Grundbesitzer studierte, um den Prozeß der Feudalisierung des Bürgertums zu hinterfragen. Das war offensichtlich eine Neuheit und für einige etwas zu revolutionär.

Kann man soweit gehen zu sagen, daß die Ankunft Mandrous in Göttingen, wenn sie nicht direkt dazu beigetragen hat, so doch zumindest den Wandel der Untersuchungsmethoden und der Geschichtsschreibung in Deutschland begleitet hat?

Man muß umsichtig antworten. Seit den 50er Jahren hat beispielsweise Werner Conze auf die Bedeutung von "La Méditerranée" von Braudel aufmerksam gemacht. Übersetzungsprojekte wurden ins Leben gerufen – insbesondere bei Beck – die dann aber im Sande verliefen. Die Arbeiten Mandrous erscheinen nun also zu einem Zeitpunkt der Erneuerung der deutschen Geschichtswissenschaft und spielen eine umso größere Rolle, als sie sich mit einer weniger erforschten Epoche beschäftigen (die Bielefelder Schule um Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka bevorzugt die zeitgenössische Sozialgeschichte). Sie bestätigen daher bestimmte Bedenken von Forschern des Max-Planck Instituts hinsichtlich der Alltagsgeschichte und einer auf die Praxis bedachten historischen Anthropologie. Übersetzungsprobleme schränken indes ihre Wirkung ein, so ist z.B. das Konzept der Volkskultur nicht wirklich ins Deutsche übertragbar.

Literaturhinweis:

Robert Mandrou: Die Fugger als Grundbesitzer in Schwaben, 1560-1618. Eine Fallstudie sozioökonomischen Verhaltens am Ende des 16. Jahrhunderts. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 136. Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Reihe 4, Bd. 26. Studien zur Fuggergeschichte Bd. 35) Göttingen 1997.

Ankündigung:

In der Publikationsreihe des Instituts Documenta Augustana (Bd. 4) erscheint demnächst:

Medien und Weltbilder im Wandel der Frühen Neuzeit

Herausgegeben von Franz Mauelshagen und Benedikt Mauer

Im Zentrum des Bandes steht die Bedeutung der neuen Medien seit Erfindung der Druckerpresse für den Wandel des frühneuzeitlichen Weltbildes. Darunter verstehen die Herausgeber nicht nur die kopernikanische Revolution, sondern die kulturell bedingte Veränderung der Wahrnehmung und Deutung der Ereignis- und Erlebniswelt der Menschen in der Frühen Neuzeit überhaupt. Das betrifft den Wandel des Naturverständnisses, das Verhältnis des Menschen zu Gott und Natur ebenso wie die Wahrnehmung politischer Ereignisse, die Wahrnehmung von Raum und Zeit bis hin zur Selbstwahrnehmung.

Seit Erfindung der Druckerpresse haben vor allem Flugblätter sowie Flugschriften und schließlich periodisch erscheinende gedruckte Zeitungen für eine bis dahin ungekannte Verbreitung von Nachrichten aller Art gesorgt. Durch den Holzschnitt wurden auch Bilder erstmals technisch reproduzierbar. Neben den konkreten Auswirkungen auf das frühneuzeitliche Weltbild interessieren medientheoretische Fragen und ihre Relevanz für die wissenschaftliche Erforschung des Verhältnisses von Medien und Gesellschaft im 15.-18. Jahrhundert. Hier ist vor allem an aktuelle Medientheorien aus dem Bereich der Sozialwissenschaften und der Linguistik, aber auch an psychologische oder pädagogische Überlegungen zur Informationsaufnahme des einzelnen zu denken.

Der Band richtet sich an Literaturwissenschaftler und Theologen ebenso wie Historiker und Kunsthistoriker.

Rezensionen:

Wolfgang Petz: Zweimal Kempten – Geschichte einer Doppelstadt 1694-1836 (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 54 Historisch-sozialwissenschaftliche Reihe), München 1998 (Verlag Ernst Vögel).

„Lange waren die beyden Städte Kempten, und ihre nahe Umgebungen wegen ihrer verschiedenen politischen Bestimmung getrennt. Sie waren sich im wechselseitigen Verkehr, in ihrer Regierungs Verfassung – in ihren Gesinnungen fremd“. Voll der Hoffnung, daß es unter bayerischer Obhut jetzt zu einem gedeihlichen Zusammenleben der vereinigten „beyden Städte“ kommen würde, blickte der Kreisadministrator des Illerkreises in seiner Rede auf vergangene, für die Stadt konfliktreiche Zeiten zurück, als 1811 die „Doppelstadt“ Kempten vereinigt wurde. Die bis dato „beyden Städte“, das war zum einen die protestantische Reichsstadt Kempten, zum anderen eine stiftische Siedlung, die sich – nur einen Steinwurf von den Mauern der Reichsstadt entfernt – seit etwa 1650 rund um die Residenz des Kemptener Fürstabtes entwickelt hatte. Dieser Stiftsstadt, so konnte sich der Flecken seit 1728 dank eines kaiserlichen Privilegs auch offiziell nennen, war aufgrund ihrer engen Beziehungen zum stiftischen Umland und dank der tatkräftigen Förderung durch die Obrigkeit eine große Wachstumsdynamik beschieden. Im 18. Jahrhundert erreichte die Siedlung, gemessen an der Einwohnerzahl, die Größe der benachbarten Reichsstadt und wurde für diese und ihre Bewohner zu einer immer stärkeren Konkurrenz, vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet. Gesellschaftlich und politisch hingegen wies die Stiftsstadt bis zum Ende ihrer Ära als Zentrum des Fürststifts Kempten nur wenige städtische Eigenschaften auf. Reichsstadt und Stift waren 1802 an Bayern gefallen, eine Phase, in der beide Stadthälften als getrennte Kommunen agierten, währte nur wenige Jahre. Es folgte die administrative Vereinigung beider Kempten. Angesichts der durch die Jahrhunderte verfestigten unterschiedlichen politischen, kulturellen, konfessionellen Unterschiede und verschiedenen Mentalitäten mußte das Leben in einer gemeinsamen Kommune einen gewaltigen Kraftakt für die Stadtbewohner darstellen.

Die parallele Entwicklung der „Doppelstadt“ Kempten vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zu dieser – zumindest institutionellen – Vereinigung der beiden Stadthälften im Rahmen des bayerischen Staates hat Wolfgang Petz in einer Augsburger Dissertation untersucht. Er behandelt dabei zunächst die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der beiden Stadthälften

ten in getrennten, umfangreichen Kapiteln. Dadurch entsteht zum einen ein sehr umfassendes Bild der gesellschaftlichen Entwicklung in der Reichsstadt, wobei sich am Beispiel Kemptens zeigt, daß dieser Städtetyp am Ende des „Alten Reichs“ entgegen manchem Urteil solide Haushalten und recht flexibel auf wirtschaftliche Entwicklungen reagieren konnte. Das Zunftwesen mußte nicht unbedingt zur Herrschaft von Partikularinteressen über das Gemeinwohl führen.

Zum anderen gelingt es dem Verfasser aber auch, die Entwicklung der „Stiftsstadt“ zu rekonstruieren, dies trotz schwieriger Quellenlage: diese Stadthälfte trug potemkinsche Züge. Sie blieb stets der Stiftsregierung unterstellt und verfügte über keine politischen Institutionen, nicht einmal über genaue Grenzen. Deshalb sind auch keine diesbezüglichen Aktenbestände vorhanden bzw. müssen diese erst aus den überlieferten Beständen des Fürststifts herausgefiltert werden. Die Stiftsstadt, so ergibt das erstaunlich präzise Bild, das der Autor zeichnet, vermochte trotz mancher wirtschaftlichen Erfolge auch in ökonomischer Hinsicht nicht wirklich mit der Altstadt gleichzuziehen. Es zeichnete sich mehr und mehr eine Arbeitsteilung ab zwischen einer auf den Fernhandel spezialisierten Kernstadt und einer Neustadt, die innerhalb des Stifts eine zentrale Funktion einnahm, sich indes nie vom Hof des Fürststifts emanzipieren konnte. Zu Beginn der bayerischen Ära schlug sich dieser Mangel an gesellschaftlichem und politischem Leben der Stiftsstadt schließlich in völliger Apathie der Bewohner gegenüber den neuen Verhältnissen nieder.

Die beiden Jahreszahlen, mit denen der Verfasser bereits im Titel den von ihm untersuchten Zeitraum abzugrenzen versucht, sind in ihrer Relevanz als Wegmarken in der Geschichte der „Doppelstadt“ allenfalls grobe Anhaltspunkte. So kann man zum einen den Beginn eines regelmäßigen Wochenmarktes in der Stiftsstadt und damit den Ausgang ihrer Blütezeit nicht erst auf das Jahr 1694 datieren. Schon Jahrzehnte vorher beschwerten sich die Reichsstädter über die Konkurrenz durch den stiftischen Wochenmarkt vor ihrem Klostertor. Auch die andere Begrenzung, die Vereinigung der Zünfte beider Stadthälften im Jahr 1836, scheint lediglich willkürlich gewählt. Es zeigt sich am Ende der Studie, daß Wolfgang Petz zwar eine ungemein gründliche, für andere Städte beispielhafte Geschichte der Doppelstadt Kempten im 18. Jahrhundert liefert – die Darstellung der Übergangszeit zur vereinigten bayerischen Stadt ist ihm dagegen nicht mehr als ein Epilog. Für diesen Eindruck ist der Autor aber auch deswegen „verantwortlich“, weil er die Entwicklung bis 1802 überaus lebendig und vielschichtig dargestellt hat,

wohingegen seine knappe und fast ausschließlich juristische Gesichtspunkte ansprechende Darstellung der folgenden Zeit dünn wirkt.

Das große Verdienst des Buches besteht in der Erschließung umfangreichen Quellenmaterials zur gesellschaftlichen Entwicklung beider Kempten, andererseits aber auch in der umsichtigen Gewichtung und Interpretation dieses Materials. Seine Arbeit liefert Aufschlüsse zu ganz verschiedenen Siedlungstypen bzw. stadtgesehichtlichen Fragestellungen.

Kritik üben muß man indes am Aufbau des Buches. Möchte man als Leser auch auf wenige der in den ersten Kapiteln dargebotenen Informationen verzichten, so wäre es doch von einigem Vorteil gewesen, wenn der Autor bereits diesen ersten Teil stärker auf die Fragestellung nach der „Doppelstadt“ zugespitzt hätte. Denn die nun folgenden Kapitel „Wirtschaft und Politik zwischen Kooperation und Konfrontation“ bzw. „Religion, Kultur und Mentalität“ enthalten neben Zusammenfassungen und Wiederholungen bekannter Fakten auch einige neue, außerordentlich spannende Abschnitte, die unter der ungünstigen Plazierung leiden. Zu diesen Kapiteln zählen: die Analyse der Argumentationsmuster der beiden Konfliktparteien und der identitätsstiftenden Momente auf stiftischer und reichsstädtischer Seite, ferner die Beschreibung konfessioneller Gegensätze im Alltag der Kemptener, nicht zuletzt auch die Skizze der Rolle der „Aufklärer“ in beiden Halbstädten und ihrer jeweiligen Kommunikationsformen (wie Publikationen und Formen der Geselligkeit).

Christian Gerlinger

Christian Keck: Das Bildungs- und Akkulturationsprogramm des bayerischen Aufklärers Heinrich Braun. Eine rezeptionsgeschichtliche Werkanalyse als Beitrag zur Kulturgeschichte der katholischen Aufklärung in Altbayern. Mit einer Werkausgabe auf CD-ROM. (Schriften der Philosophischen Fakultäten der Universität Augsburg, Nr. 58 Philosophische-erziehungswissenschaftliche Reihe) München 1998 (Verlag Ernst Vögel).

Die historisch-pädagogische Untersuchung, die 1998 als Dissertation an der Universität Augsburg (Betreuer: Werner Wiater) entstanden ist, hat sich die Erörterung des übergreifenden, ganzheitlichen Reformansatzes und des geistesgeschichtlichen Profils des bayerischen katholischen Aufklärers Heinrich Braun mittels eines rezeptionsgeschichtlichen Zugriffs zum Ziel gesetzt. Braun beeinflusste zwischen 1765 und 1785 in den zentralen Bereichen der Sprache, Schule und Religion wesentlich die Kulturpolitik des bayerischen Kurfürsten Max III. Joseph.

Die der Arbeit zugrundeliegenden 35 zentralen Schriften Brauns umfassen „Schulordnungen und -bücher, schulbezogene Reden, Schrifttum zur Sprachkunst, Studienbücher für das höhere Bildungswesen, Grammatiken, Lexika, Gebet- und Erbauungsbücher, Predigten, reformkatholische und pastoraltheologische Schriften, Übersetzungen und Bearbeitungen theologischer Werke, literarische Publikationen und Rezensionen, Schauspiele u.a.“(S. 41).

Der erste Teil der Arbeit ist der Untersuchung des Braunschens Reformkonzepts und seiner Umsetzung gewidmet; eine Biographie mit Schwerpunkt auf der Bedeutung Brauns als Reformpolitiker und katholischer Aufklärer mit einer knappen Charakterisierung seines aufklärerischen Werks und Wirkens leitet das Kapitel ein. Anschließend werden die drei reformerischen Ansätze im Bildungs- und Akkulturationsprogramm Brauns vor deren historischem Hintergrund erläutert. Dabei handelt es sich erstens um eine Sprach- und Kulturreform, die sich neben einer sprachlichen und literarischen Normierung und Ästhetisierung deren Weitervermittlung in der Gesellschaft zum Ziel gesetzt hatte. Der zweite Bereich betrifft eine Schul- und Bildungsreform, der in Brauns Konzept die Aufgabe zufiel, „gesittete Menschen, gute Christen und nützliche Bürger“ (S. 67) zu bilden. Der dritte Ansatz bezieht sich auf eine Pastoral- und Kirchenreform, mit der Braun über eine reformorientierte bayerische Staatskirchenpolitik ein erneuertes Chri-

stentum als Voraussetzung und Element allgemeiner Wohlfahrt anstrebte (S. 84).

Im zweiten Abschnitt untersucht der Verfasser die rezeptive Orientierung in den drei genannten Reformbereichen in Brauns Programm, indem das Braunsche Schrifttum auf Referenztexte hin geprüft wird. Im Hinblick auf das reformkatholische Schrifttum wird festgestellt, daß insbesondere französische geistliche Homiletiker und Prediger des 17. und 18. Jahrhunderts, aber auch lutherische und reformierte Prediger der Universitäten Halle, Göttingen und Leipzig von Braun rezipiert wurden. Im Bereich der Rezeption katechetischer Literatur lehnte sich Braun stark an die Tradition von Canisius an, wohingegen er bei kirchengeschichtlichen und exegetischen Texten in größerem Maß wieder auf französische, aber auch italienische und süddeutsche Literatur zurückgriff. Bei der Sprach- und Kulturreform bezieht sich Braun vorrangig auf deutsche, protestantische(!) Autoren, lediglich im Bereich der Ästhetik sind auch die französische, englische und italienische Literatur gleichermaßen vertreten. In Brauns Schul- und Bildungsreformprogramm, das auf seinem sprach- und kulturreformerischen Werk aufbaut und in dem das Konzept des Gymnasiums in den Mittelpunkt gestellt wird, werden Humanisten, Polyhistoren sowie Reformhumanisten rezipiert.

In seiner Schlußbetrachtung betont der Autor „die innere Logik des Reformkonzepts und das Ineinandergreifen der reformerischen Teilbereiche“ in Brauns Werk und interpretiert ihn in seinem Fortschrittsglauben, in seiner enzyklopädischen Denkweise und seiner Praxisorientierung (S. 350/51) als typischen Vertreter der deutschen Aufklärung, dessen Werk ein vielseitig aufgeschlossenes, gemäßigt-aufklärerisches Rezeptionsverhalten zeige (S. 361).

Im Anhang findet sich eine Edition der 35 zentralen, der Analyse zugrundeliegenden Werke Brauns. Eine CD-ROM bietet neben einem Lebenslauf und einem chronologischen Werkverzeichnis, Einführungen in die drei vorgestellten Reformbereiche mit anschließender Edition der wichtigsten Werke, diese sind darüber hinaus auch als digitalisierte Graphik-Dateien verfügbar.

Stephanie Haberer

Korrekturen zum Bericht von Volker Bauer:

Die süddeutschen und österreichischen Amtskalender im 18. Jahrhundert

Leider ist in Ausgabe 4 der Mitteilungen die (2) hinter Regensburg auf die nächste Zeile gerutscht, wodurch Würzburg komplett aus der Liste verschwunden ist. Für diesen Fehler bitten wir um Entschuldigung.

Hier nun also die vollständige, korrigierte Version der Territoriumsliste:

Augsburg (Hochstift) (2)	Freising (2)	Regensburg (Hochstift) (2)
Augsburg (Reichsstadt) (4)	Kempten (Stift)	Regensburg (Reichsstadt) (2)
Bamberg (2)	Kempten (Reichsstadt)	Salzburg
Bayern	Liechtenstein	Schwarzenberg (2)
Brandenburg-Ansbach	Memmingen	Würzburg (2)
Brandenburg-Bayreuth	Nürnberg (2)	
Eichstätt	Österreich (4)	
Erzkanzler (2)	Passau	

Christian Gerlinger
Reischlestr. 19
86153 Augsburg

Stephanie Haberer M.A.
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Dr. Adolf Lumpe
Universität Augsburg
Privatadresse:
Auenweg 20 a
86199 Augsburg

Prof. Dr. Theo Stammen
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

Prof. Dr. E.J. Wolfgang Weber
Institut für Europäische Kulturgeschichte
Eichleitnerstr. 30
86159 Augsburg

PD Dr. Wolfgang Wüst
Stadtarchiv Augsburg
Fuggerstr. 12
86150 Augsburg